This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AH 5WSM S
Harvard Depository
Brittle Book

Meine Schuljahre

D. O. A. Wilhelm Braun

943
LUTH.85
K91
K91ME
1920

HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

CONCORDIA
HISTORICAL INSTITUTE

MAY 1957
AF 882
801 DE MUN AVENUE
ST. LOUIS 5, MISSOURI
released

Meine Schuljahre.

Von

D. E. A. Wilhelm Krauß.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE
1920.

Meinen lieben Brüdern

im

Pfarr- und Schulamt

in erster Linie, doch ihnen nicht ausschließlich, biete ich hier auf einigen Bogen eine Schilderung meiner Schuljahre dar. Es geht gegenwärtig durch unsere ganze Synode ein lautes Rufen nach Hebung unsers niederen, mittleren und höheren Schulwesens; und ich halte dieses Dringen und Rufen, obschon es zuweilen eine etwas ungestüme und sich überstürzende Gestalt zeigt, doch im ganzen für ein gutes Zeichen. Nur daß wir uns nicht von dem hundertprozentigen Amerikanismus unserer Tage, der nicht weit über seine Grenzpfähle hinausschauen kann, unser Ziel bestimmen und das wahre Ziel verrücken lassen! Wenn auf diesen Blättern hier und da Erziehungsfragen und Schuleinrichtungen etwas ausführlicher besprochen und geschildert sind, als es unter andern Verhältnissen geschehen wäre, bitte ich mir das zugute zu

halten; ich kann eben meine Abstammung von einer alten Lehrerfamilie nicht verleugnen. Indessen ist es doch, hoffe ich, nicht so aufdringlich geschehen, daß darüber dem Leser der Eindruck verloren ginge, daß ich eine fröhliche, besonders durch mein Elternhaus reichgesegnete Jugend verlebt habe.

K.

Inhaltsverzeichnis.

In der deutschen Schule.

Seite.

1. Aus meiner ersten Jugendzeit 1
2. Bis zum Eintritt in die Lateinschule in Augsburg 6

Vier Jahre auf dem protestantischen Gymnasium zu St. Anna.

3. Die Lateinschule 11
4. Städtisches und häusliches Leben 16

Fünf Jahre auf dem katholischen Gymnasium zu St. Stephan, 1864—1869.

5. Wie ich auf dies Gymnasium kam 26
6. Die Zöglinge der Anstalt 29
7. Mein erstes Jahr bei St. Stephan 35
8. Meine Konfirmation durch Dekan A. Bomhard 40
9. In der Klasse des P. Pius Reinlein 48
10. Die Mathematiklehrer der Anstalt 51
11. Zwei Jahre bei P. Thomas Kramer 55
12. Turnen und Zeichnen 59
13. Der Rektor der Anstalt. Pflege der Musik 60
14. Die katholischen Bräuche 66
15. Der P. Benedikt Permanne 67
16. Der Religionslehrer P. L. Brunner 69
17. Erlebnisse meines Bruders Ludwig 71
18. Erteilter Privatunterricht 76
19. Ferienreisen in die Alpen 79
20. Die Verwandtentour. Gegenbesuche 84
21. Das letzte Jahr bei St. Stephan 90
22. Das Abiturientenexamen 94
23. Disziplin. Kirchlichkeit. Ergänzungen 96
24. Abschluß 108

In der deutschen Schule.

1. Aus meiner ersten Jugendzeit.

In Nördlingen im Königreich Bayern erblickte ich das Licht der Welt am 4. Juni 1851. Mein Vater, Georg Friedrich Krauß, war Lehrer an der dortigen deutschen Volksschule, die nicht sehr entfernt war von unserer Wohnung in der Baldinger Gasse.

Von dieser deutschen Schule, in die ich wohl etwas jünger eintrat als die Mehrzahl meiner Mitschüler, habe ich nicht mehr sehr viele Erinnerung.

Am ersten Schultag stellte sich unser Lehrer Ruf auf die erste Schulbank und sagte: „Schaut zu mir her; ich bin jetzt euer General!" Das imponierte mir sehr, obschon ich bis dahin noch keinen General gesehen hatte.

Das Lesen lernte ich nach der Lautiermethode aus der Fibel von Ludwig und Heunisch, die viele kleine Gedichte von W. Hey enthielt, die sich mir so wohl einprägten, daß ich sie noch heute weiß. Ich habe indessen Grund zu glauben, daß Vater und Mutter für meinen ersten Leseunterricht reichlich so tätig waren, als es Herr Ruf sein konnte. Mein Vater, selbst Lehrer und als solcher zeitlebens sehr gewissenhaft und eifrig, pflegte immer schon vor Beginn der Schule sich in seinem Klassenzimmer einzufinden. Da mußte ich denn, bis der Unterricht in seiner Klasse begann, zwischen seinen Knien stehend, erst aus der Fibel, später aus dem württembergischen Gesangbuch Lieder lesen, wiederholt lesen, so daß ich ihrer etliche behalten habe, obwohl sie des Behaltens weniger wert waren als die des neuen bayrischen Gesangbuchs. Mein Vater, der noch nach dem rationalistischen alten Gesangbuch geschult und damals noch nicht an das neue gewöhnt war, hatte inzwischen zum Gebrauch in der Familie die württembergischen Lieder benutzt. Er lehrte in Nördlingen die Schüler der Oberklasse, und ich mußte, wenn der Unterricht bei Herrn Ruf aus war, öfters in des Vaters

Klassenzimmer kommen und da stillsitzen, bis auch er heimging. Da erinnere ich mich, daß er einmal eine Anzahl Schulbibeln in Lederband mit schönem roten Schnitt vor sich liegen hatte und diese armen Schülern als Geschenk übergab. Die waren nun im Lesen so weit gekommen, daß sie von da ab auch am Bibellesеunterricht teilnehmen durften. Dazu beglückwünschte sie mein Vater in einer kleinen Ansprache: daß sie nun auch das Buch der Bücher hätten, und daß es ihr eigen sein und bleiben sollte, weil christliche Leute eine Stiftung zu diesem Zweck gemacht hätten. Sie sollten nun fleißig darin lesen; das Buch heiße mit Recht die Heilige Schrift.

Die deutsche Schule Nördlingens wurde damals sehr fleißig inspiziert. Schulinspektor war zurzeit der Stadtpfarrer Leybel, der mich auch getauft hatte (am 8. Juni 1851). Er hatte früher eine Reihe von Jahren eine protestantische Pfarrstelle mitten in katholischer Umgebung „verwest" und dabei die Schule mit versehen müssen. Daher hatte er Lust und hohes Interesse an der Schularbeit gewonnen; keine Woche verging, ohne daß er in der Nördlinger Schule vorsprach und stundenlang in den einzelnen Klassen zuhörte. Die Lehrer nahmen etwas von ihm an, weil er die Schularbeit kannte, und er suchte die strebsamen Lehrer durch Empfehlung bei der Regierung auch an wichtigere und einträglichere Stellen zu befördern. Wohl zum Teil auch ihm verdankte es mein Vater, daß später seine Meldung nach Augsburg Erfolg hatte, wohin er trachtete, um für uns Kinder bessere Bildungsgelegenheit zu finden. Denn Nördlingen hatte nur eine Lateinschule, ein Progymnasium.

Dieses besuchte damals bereits mein drei Jahre älterer Bruder Ludwig; und er war dort auch noch so eine Art Kurrendeschüler und hat als „halber Benefiziat" bei Leichen mitgesungen, dafür ein paar Kreuzer und bei der Spitalkirche auch wohl wöchentlich einen kleinen Laib Brot bekommen, mit dem er dann vergnügt heimstapfte. Das war sein Gehalt.

Von den kirchlichen Verhältnissen Nördlingens weiß ich natürlich aus eigener Erfahrung sonst wenig zu sagen. Die Predigten der Pfarrer Jordan, Leybel und Müller waren für mich noch zu hoch und ebenso die des Löheaners Wucherer, der in der Spitalkirche predigte. In der großen Hauptkirche war

es im Winter ganz erschrecklich kalt, und an ein Heizen der Kirchen dachte damals noch niemand. Die Kirche hatte eine steinerne Kanzel aus dem Reformationszeitalter. Die Schulprüfungen und die damit am Jahresschluß verbundenen Schulpreisverteilungen waren aber auch in die Kirche verlegt. Diese Festlichkeiten, dann das Frieren und endlich das Orgelspiel des Kantors Glauning auf der gewaltig großen Kirchenorgel sind so meine deutlichsten „kirchlichen" Erinnerungen an Nördlingen.

Auch der andern habe ich nicht sehr viel. Meine früheste ist, daß ich an meinem vierten Geburtstag vom Vater noch in meinem Nachtkleid an den Frühstückstisch getragen wurde: „Heute bist du vier Jahre alt", und daß mir dann gratuliert wurde.

Einmal sah ich auf dem Tisch in einer kleinen Schale eine verlockende dicke, gelbliche Flüssigkeit stehen. „Darf ich das trinken?" fragte ich, wartete aber die Antwort gar nicht ab, sondern schlang sie getrost hinunter. Es war Senf gewesen: und ein Geheul und Gewürge meinerseits war das Ende des vorzeitigen Genusses.

Ein rechtes Volksfest für jung und alt, wie Nördlingen gleich jeder ehemaligen Reichsstadt solche auch hatte, war „die Stabe". Woher das Fest den Namen hatte, weiß ich nicht. Es wurde im Mai gefeiert. Die ganze Schule wurde von den Lehrern auf die „Kaiserwiese" geführt; und die Schulkinder bekamen eine Tüte mit Zuckerplätzchen und Konfekt in schönfarbigem Papier. Das war „der Stabegucker". Auf dem Festplatz gab es Unterhaltung für Große und Kleine. — Aber die Messe war auch ein Volksfest; da konnte man für einen Kreuzer Met trinken. O wie süß erschien uns der, wenn wir ihn aus dem trinkhornähnlichen Glas uns in den Mund laufen ließen! Und mit welcher Wonne lief man in das sehr euphemistisch so genannte „Paradeis", einen alten Rumpelkasten von Haus, in dem verschiedene Buden außer Lebkuchen auch Hampelmänner, bemalte hölzerne Pferde und andere billige Nürnberger Spielwaren zu schauen gaben. Von meines Vaters Schulzimmer aus ließ sich auch der große Kirchplatz mit dem Meßgetümmel prächtig übersehen, und wir versäumten nie, davon Gebrauch zu machen.

Unsere Spielkameraden waren die Kinder unseres Hausherrn, des „Huters" oder Hutmachers Erdlen. Auf der Gasse durften wir Kinder uns nicht viel aufhalten. Das litt der Vater nicht, und er hatte auch guten Grund dazu. Ich habe einmal im Postgäßchen mit andern Jungen so viele „Schusser" und „Letten", wie wir die marbles nannten, in einen niedrigen Brunnenstock geworfen, daß der Schwengel nicht mehr ging und der Brunnen temporär unbrauchbar wurde. Andere Jungen liefen dann weg, ich aber blieb stehen. Die Polizei ermittelte den fünf- oder sechsjährigen übeltäter; und mein Vater, deshalb auf die Polizei zitiert, mußte für den Schaden aufkommen. — Ein andermal trug sich's zu, daß ich — ich war wohl sechs oder sieben Jahre alt — auf dem Heimweg von der Schule einen gutmütigen Hund, der gerne mit sich spielen ließ, an einer Straßenecke stehen sah. Hatte nun der aaronitische Segen, den ich doch in der Kirche allsonntäglich feierlich erteilen sah, sich mir besonders eingeprägt, oder was es sonst war, kurz, es dünkte mir passend, denselben diesem Hunde aufs Haupt zu legen, wozu er auch recht stillhielt. Ich war aber in dieser Aktion noch nicht weit gekommen, als mich plötzlich eine starke Faust am Rockkragen faßte und mich mit vollem Schwang von dem Hunde und aus dem Kreise der zuschauenden Knaben wegriß. Es war mein Vater, der hinter mir drein gekommen war und nun dem Unfug wehrte. Was er noch weiter tat, um mir deutlich zu machen, daß der Segen nicht für die Hunde sei, weiß ich nicht mehr; aber die Lektion habe ich behalten.

Ließ uns Kinder aber der Vater nicht gern auf der Straße bummeln, so ging er desto häufiger mit uns spazieren. Unsere liebe Mutter, Anna Regina, geborene Bergtold, war von solchen Spaziergängen so gut wie ausgeschlossen. Sie hatte damals bereits ein Augenleiden, das sie veranlaßte, nie ohne eine breite Binde vor den Augen zu sein. Damit aber mochte sie nicht unter die Leute gehen. Sie hat diese Binde wohl vierzig Jahre ihres Lebens getragen, und ich habe kaum öfters als ein Dutzendmal in ihr treues, gutes Auge schauen dürfen. Aber sie war doch der gute Genius und die Leuchte unsers häuslichen Lebens: anspruchslos, fromm und unermüdlich fleißig. Konnte sie nicht den öffentlichen Gottesdienst besuchen, so las sie fleißig

in der Bibel, im „Starckenbuch“ und später besonders mit großer Lust in des Stephan Prätorius „Geistlicher Schatzkammer der Gläubigen“. Mit dem Lesen anderer Bücher hat sie ihre Augen nicht viel angestrengt, doch aber ein reges geistliches Leben geführt bis in ihre letzten Tage. Ich erinnere mich, wie sie einmal einem Briefträger, der ihr heilig und teuer versprach, er wolle sie durch Sympathie in wenigen Tagen ganz sicher von ihrem Augenleiden befreien, ganz ruhig und ernst sagte, sie wolle lieber in Gottes Namen ihr Leben lang krank sein, als durch solche Mittel gesund werden. — Sie hat uns das Haus warm und behaglich gemacht, wenn wir von unsern Spaziergängen heimkamen. Diese erstreckten sich in die nähere und fernere Umgebung Nördlingens. Oft wurde „der Felsen“ aufgesucht und öfters auch nach Wallerstein gegangen. Auf den Gängen um die Stadt selbst aber, die ihre Mauern noch konserviert hatte wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wußte der Vater gar viel zu erzählen von der für die Protestanten so unglücklichen Schlacht vom Jahre 1634, welche Generäle bei dieser Schanze oder jenem Turm kommandiert hatten; und er hielt durch beständiges Nachfragen darauf, daß man es nicht vergaß.

Am schönsten aber war es doch in der Ferienzeit, in der womöglich die ganze Familie zu den Verwandten der lieben Mutter nach Westheim, nahe beim Hesselberg, reiste oder nach Obermögersheim, woher mein Vater stammte, dessen Vater dort fünfzig Jahre Schullehrer war. Die größere Freiheit, die wir da genossen, der uneingeschränkte Gebrauch der großen Obstgärten, in denen wir uns da tummeln und schmausen durften nach Herzenslust, vor allem aber die warme verwandtschaftliche Liebe machten uns den Aufenthalt zu einem wirklichen Kinderparadies, aus dem wir nur widerwillig in die Prosa des Nördlinger Lebens zurückkehrten.

Ich war siebeneinhalb Jahre alt, als unser Umzug nach Augsburg erfolgte; vornehm, wie mich dünkte; nämlich nicht in einem Eisenbahnwagen dritter Klasse mit hölzernen Sitzen, sondern zweiter Klasse mit gepolsterten Sitzen und mit Strohmatten auf dem Boden, aber im übrigen trotz des strengen Winters ohne jede Heizung. Nun, es dauerte nur etliche

Stunden, und das Ziel war erreicht. Der hohe Nördlinger Turm, der dritthöchste in Bayern, diese weithin sichtbare Landmarke des fruchtbaren Rieses, der sogenannte „Daniel", war für lange Zeit unsern Augen entschwunden.

2. Bis zum Eintritt in die Lateinschule in Augsburg.

In Nördlingen war unsere Umgebung protestantisch gewesen. Es gab wohl Katholiken da, die auch eine Kirche hatten, sich damals aber noch nicht so breitmachten wie vierzig Jahre später, wo sie plötzlich durch ihren Pfarrer auf die Idee gebracht wurden, eine Fronleichnamsprozession durch die Straßen der Stadt anzustellen, was sie schließlich auch durchsetzten. Der Stadtteil in Augsburg aber, in dem wir nun zunächst wohnten, war stockkatholisch; nahe dem Dom, im „äußeren Pfaffengäßchen", gegenüber einer Waschanstalt, aus der während eines großen Teils der Woche allerlei unbehagliche Dünste herüberströmten.

Da mein Vater damals Knabenlehrer bei St. Jakob war, gab er mich dort in die Klasse des Herrn Beisch. Der weite, weite Schulweg über die Schwedenstiege herab, am Kranken- und protestantischen Waisenhaus, dann an der katholischen St. Markirche vorüber oder über die sogenannten „Hennenstäpfele" herab durchs „Elend" an St. Jakob vorbei über den „Säumarkt" — o wie war der den Winter hindurch so mühselig! Der Vater hat mich oft geführt. In der Schule kam ich gut mit, weiß aber nur noch, daß wir einen „Kinderfreund" lasen, der uns nicht sehr interessierte, und daß einer meiner Schulgenossen Wilhelm Laible war, der jetzige Redakteur der ehemals Luthardtschen „Kirchenzeitung". Sein Vater, ein strammer Anhänger Löhes, wie damals mehrere Augsburger Lehrer (Hofstätter zum Beispiel), gab uns Gesangunterricht; „nach Noten", in jedem Sinn des Worts. Er war auch der berufene Organist der St. Jakobskirche; und sein „Ochsenfüßel" oder vielmehr Ochsenschwanz, war ein von uns ebenso gefürchtetes und gehaßtes als von ihm vielverwendetes Züchtigungsinstrument. Aber er hat uns Intervalle singen gelehrt und viele schöne Choräle des bayrischen Choralbuchs.

Er war streng, hielt gute Ordnung und erholte sich nach stürmischen Schulauftritten durch eine besänftigende Prise Tabak. Obwohl mein Vater das Jahr darauf an die St. Ulrichsschule versetzt wurde, blieben wir doch Glieder der Jakobskirche, deren Prediger damals der Kirchenrat und Dekan August Bomhard und Pfarrer Trenkle waren, beides tüchtige Männer; der erstere einst schneidiger Mitarbeiter des „Homiletisch-

Die St. Jakobskirche in Augsburg.

liturgischen Korrespondenzblattes", das dem auch in Bayern grassierenden Rationalismus vulgaris so schwere Stöße versetzt hatte. Auch römischen Anmaßungen und Ungezogenheiten gegenüber war Bomhard ein protestantischer Wächter, obwohl selbst durchaus nicht aggressiv.

Die Katholiken hatten in Augsburg damals zwanzig Kirchen und Kapellen für zwei Drittel der Bevölkerung; die Protestanten hatten fünf, zum Teil große und schöne Kirchen seit dem Westfälischen Frieden inne. Ehe zwei Jahre um waren, waren sie uns alle bekannt, weil die katholischen Kirchen auch während

der Woche offen standen. Dazu waren in einigen der letzteren in der festlichen Hälfte des Kirchenjahres „Krippen" zu sehen, die Monat für Monat evangelische Geschichten von Christi Geburt bis zu seiner Himmelfahrt durch zahlreiche Figuren in entsprechender Szenerie veranschaulichten und namentlich die schulpflichtige Jugend stark anlockten. So bin ich oft vor oder nach der Schule schnell durch die Klosterkirche zu St. Maria-Stern gelaufen, wenn ich erfuhr, daß die Klosterfrauen wieder eine neue biblische Szene fertiggestellt hatten. Auch wetteiferten in der Karwoche die katholischen Kirchen, welche die rührendsten Passionsdarstellungen, das schönste „heilige Grab" zur Schau stelle.

In Augsburg, erst 1806 an Bayern gekommen, bis dahin freie Reichsstadt, war von der Reformationszeit her das kirchliche Leben rege und das konfessionelle Bewußtsein lebendig geblieben. Auf seiner Romreise und hernach 1518, als er sich dem Kardinal Cajetan zu stellen hatte, war Luther in Augsburg gewesen; und damals wirkten dort Urbanus Regius und J. Oecolampadius. Im Jahre 1530 war ja dort das Hauptbekenntnis der lutherischen Kirche vor dem Kaiser auf dem Reichstag öffentlich verlesen, im Jahr 1548 war dort das erste heillose Interim geschmiedet, im Jahr 1555 der Religionsfriede geschlossen worden, der später im Westfälischen, 1648, seine Ergänzung fand. So viele Freunde die Sache der Reformation dort auch gefunden hatte, die Römischen bildeten doch unter ihrem Bischof die Majorität der Bevölkerung, die in meiner Jugendzeit wohl 50,000 Seelen betrug; mehr sicher nicht. — Katholiken und Protestanten hatten allmählich einen modus vivendi gefunden; und über einer gewissen Parität wurde eifersüchtig gewacht, zumal nachdem im Kalenderstreit und dann in den Wechselfällen des Dreißigjährigen Krieges die Parität oft bedenklich ins Schwanken geraten war. Es war genau bestimmt: so viele katholische, so viele protestantische Magistratsräte und Gemeindebevollmächtigte darf es geben; und dabei blieb es auch, nachdem anderwärts längst solche Schranken gefallen waren. Zwar habe ich nicht mehr die von H. W. Riehl erwähnten Schweineställe gesehen mit der Aufschrift C. oder A. C., in denen catholische Schweinemetzger oder solche Augs-

burgischer Confession ihr Rüsselvieh unterzubringen hatten; aber wenn ein Verkaufsstand in der Metzg durch den Tod seines katholischen Renters oder Käufers frei geworden war, verstand es sich doch noch ganz von selbst, daß nur ein Katholik ihn kaufen oder mieten konnte. Es wäre im täglichen Leben unerhört gewesen, daß eine protestantische Frau die Dienste einer katholischen Hebamme, daß ein Katholik die eines protestantischen Hochzeit- oder Leichenbitters in Anspruch genommen hätte. Den Bäcker, besonders auch den Metzger wählte man nach seiner Konfession; nur den Arzt nach seiner Geschicklichkeit. Auch der gewöhnliche Gastwirt, nicht aber der schon mehr internationale Hotelier, zählte die Mehrzahl seiner Gäste wohl auch zu seinen Glaubensgenossen. So war es herkömmlich. Auch in manchen Kaffeehäusern verkehrte fast ausschließlich katholisches oder protestantisches Publikum. An den aufliegenden Zeitungen konnte man erkennen, welches vorwog. Dagegen war am unrechten Ort „die Toleranz", ein in Augsburg stets wichtiges Kapitel, so aufgeweicht, daß protestantische Schullehrer vielfach im Dom in der Passionsmusik beim Miserere und sonst mitsangen, während ich mich nicht entsinnen könnte, daß katholische Lehrer bei protestantischen Kirchenfesten den Gesang verstärkt hätten.

Die deutsche St. Ulrichsschule besuchte ich ein Jahr lang. Lehrer Georg Rederer, der schreiben konnte wie gestochen, hielt mich fest unter Augen; und ich konnte sicher sein, daß er es dem Vater meldete, wenn ich mich irgendwie vergangen hatte. Beide Männer waren befreundet; und oft trug ich Herrn Rederers Cello in unsere Wohnung und hörte dann der Musik zu. Wir hatten ein ziemlich ausgedientes Piano, das mein Vater recht gut spielte, und dem wir Kinder mit unsern Übungen nach Hohmanns Klavierschule vollends den Rest gaben.

Unsere Wohnung hatten wir indessen bis zu meinem Eintritt in die Lateinschule zweimal gewechselt. Wir waren in das sogenannte Schaursche Haus nahe dem Schwibbogen-Tor gezogen. Dort gab es viel mehr Raum, große Zimmer, gewaltige Bodenkammern, die unsere Spielplätze waren; ach, und viele Ratten! Dicht am Hause floß einer der zahlreichen Lech-

kanäle, die Augsburgs Fabrikbetrieb und Reichtum vermehren halfen. Diese Kanäle wimmelten von Ratten. Da aber das Haus sehr kalt war, und das Augenleiden der lieben Mutter dort sehr zunahm, fand der Vater eine bessere, für uns tauglichere Wohnung in der Meister-Veits-Gasse in dem schönen Hause des Lehrers Raimund Bissinger, als Lehrer nicht eben hervorragend, aber der Typus eines Augsburgers. Zwischen seinem schönen Vorderhaus und dem Hinterhaus war ein ganz respektabler Garten mit schönem gemauerten Gartenhaus, einem mächtigen, ganz mit Efeu umrankten Blutbirnbaume, sogar einem Feigenbaum und allerlei schnörkelhaften Herrlichkeiten, die auch den Garten des Apothekers in Goethes „Hermann und Dorothea" geziert haben. Da haben wir im dritten (oder wie man drüben sagt, wo Parterre nicht mitzählt, im zweiten) Stock viele Jahre gewohnt in der Jakober Vorstadt, und an diese Stätte knüpft sich die Erinnerung an sehr viele frohe, auch an gar manche traurige Stunden und Ereignisse meiner Knaben- und Jünglingsjahre.

Mein lieber Vater hatte viele Jahre hindurch die Weise, nach dem Morgensegen uns Kinder ein Hauptstück des Kleinen Lutherschen Katechismus herbeten zu lassen; und die Mutter, die als Schulmädchen außer vielen Sprüchen, die sie sicher wußte, auch deren Fundort in der Bibel wohl gemerkt hatte, hörte uns die Sprüche ab, die wir zu lernen hatten. Sorgfältig war sie bemüht, daß wir sauber daherkamen, und schalt, wenn wir Schäden an unserer Kleidung nicht gleich meldeten. Die hat sie, so mangelhaft ihr Augenlicht war, ausgebessert. Die Haushaltung für sechs Personen hat sie trefflich geführt; und welches Heer von wollenen und baumwollenen Strümpfen hat die Gute zusammengestrickt und dann wieder geflickt, sich zuweilen außer an die Kleider für die Schwestern auch an die für uns Jungen gewagt und war glücklich, wenn sie uns standen, trotzdem für Alltag abgelegte Röcke usw. des Vaters zu verarbeiten waren. Unser Sonntagszeug ließ der Vater ein für allemal beim Schneider Sieber an der Lechhauserstraße machen, wählte kundig die Stoffe und das Futter aus und trat dann getrost in die Verhandlungen über den Preis ein und über die Lieferungsfrist. „Feste Preise" wurden erst spä-

ter Sitte; und so gab es bei jedem Handel ein kleines Scharmützel, das beide Teile mit einem gewissen Behagen führten.

Mein Vater hat namentlich uns Knaben so weit gefördert, wie ihm nur möglich war. Wie oft hat er, um uns in der Orthographie fest zu machen, uns ein Häckfel kurzer Sätze mit ähnlich lautenden Wörtern diktiert und uns jedes falsch geschriebene Wort „sechsmal richtig schreiben" lassen. So mußten wir auch nach jedem größeren Ausflug, etwa nach München oder zu den Verwandten in Mittelfranken, eine Reisebeschreibung liefern, ohne daß uns die sichere Aussicht darauf viel an unserm Vergnügen gehindert hätte. Auch besaß er ein von ihm selbst zusammengestelltes Kopfrechenbuch mit allerlei intrikaten Exempeln, mit denen er unser Denk- und Schlußvermögen übte, zugleich auch unsere Fähigkeit im korrekten deutschen Ausdruck. Denn das richtige Resultat allein befriedigte ihn nicht. „Wie hast du's gemacht?" hieß es; und er schenkte uns keinen Sprung im Denkprozeß; Schritt für Schritt mußte in gutem Deutsch die Gewinnung des Resultates ihm vorgesagt werden. So hat er, wie gewiß nicht viele Väter, sich mit uns beschäftigt, auch nachdem er seine Schularbeit beendigt und noch Privatstunden gegeben hatte, um sein Gehalt zu verbessern; und so kam es, daß ich beim Eintritt in die Lateinschule in allen andern Fächern so weit war, daß mir zunächst nur das Latein zu schaffen gab.

Vier Jahre auf dem protestantischen Gymnasium zu St. Anna.

3. Die Lateinschule.

Augsburg hatte damals, von den an die Volksschule sich anschließenden Fortbildungsschulen und der Gewerbschule abgesehen, an höheren Lehranstalten zwei humanistische Gymnasien, das protestantische zu St. Anna und das katholische zu St. Stephan; außerdem noch seit kurzem ein Realgymnasium. Um das letztere kümmerte ich mich so wenig, daß ich nicht sagen kann, wo es seine Stätte hatte, welches seine Leiter und Lehrer waren, ob da auch Religionsunterricht erteilt wurde; nur daß die Gymnasiasten dort auch später die Berechtigung hatten zum

Einjährig-Freiwilligendienst anstatt der sonst üblichen dreijährigen Militärpflicht. Sie mußten aber dann durch die zweithöchste Klasse gekommen sein.

Das Gymnasium zu St. Anna hatte einen achtjährigen, wenn man die Vorschule dazurechnete, neunjährigen Kursus. Hatte man die Lateinschule von der untersten ersten bis zur vierten Klasse hinter sich, so war für den, der nun auf das eigentliche Gymnasium wollte, eine Übertrittsprüfung, für den, der sich später keinem gelehrten Beruf zu widmen gedachte, eine

Das evangelische Gymnasium zu St. Anna (1) und die Stadtbibliothek (2).

Abgangsprüfung zu bestehen, die man das „Kleine Absolutorium" nannte, im Gegensatz zum Gymnasial-Absolutorium, das dann erst zum Universitätsstudium berechtigte. (Erst später wurden Autodidakten, die den nötigen Befähigungsnachweis durch ein Separatexamen zu erbringen hatten, vermittelst der sogenannten kleinen Matrikel zum Besuch der Vorlesungen auf deutschen Universitäten zugelassen.)

Der Rektor des St. Anna-Gymnasiums war Dr. G. Mezger, der auch den Titel Kreisscholarch führte. Er war Autodidakt, hatte sich, vorher Maurergeselle, durch unermüdlichen Fleiß zum anerkannt tüchtigen Philologen emporgearbeitet und

stand in hohem Ansehen. Sein jüngster Sohn, Wilhelm Mezger, war dazumal Lehrer der Vorschule, eine sehr freundliche, liebenswürdige Persönlichkeit. Die 20 bis 25 Schüler, die sich bei ihm einfanden, waren ziemlich ungleich vorgebildet, so daß er sie erst auf das Niveau bringen mußte, das auch in Preußen oder Sachsen für eine gute Sexta gefordert war. Daher waren der Lateinstunden noch nicht allzuviele; alle Elementarkenntnisse mußten noch befestigt werden; und am Latein wurde das Verständnis für Grammatik überhaupt vermittelt. Wenn wir in der Woche zufriedenstellend gearbeitet hatten, erzählte er am Freitagnachmittag Sagen aus dem klassischen Altertum, auch wohl Märchen oder Robinson; und darauf waren wir immer äußerst gespannt. Er wußte Lust und Freude am Unterricht zu wecken. Einige Jahre hernach starb er an Blutvergiftung infolge eines Fliegenstiches.

Weniger bei den Schülern beliebt war sein älterer Bruder Moritz, der Lehrer der ersten Lateinklasse. Ein tüchtiger Lehrer war auch er; aber so teilnehmend war er nicht, sondern erschien uns kalt und steif. Dagegen hatten wir als Ordinarius der zweiten Klasse den trefflichen Professor Heinrich Gürsching, einen ernsten, frommen und tüchtigen Pädagogen, dem es nicht nur um Mitteilung von Wissensstoff, sondern um christliche Charakterbildung zu tun war. Obgleich ich von der Vorschule her und auch bei ihm Primus war, schenkte er mir nichts und redete mir stark ins Gewissen, wie kein anderer Lehrer vor und nach ihm, wenn er Grund zur Unzufriedenheit hatte, und mein Vater war ihm dafür dankbarer als ich.

Ein jüdischer Schüler, Ludwig Bauer, Bankiersson, war bis dahin mein Rivale um den ersten Platz gewesen. Das wurde anders, als in die dritte Lateinklasse zu uns zwei neue Sterne eintraten: Eugen Zorn aus Batavia auf Java und Hermann Beck, der Sohn eines Photographen in Athen. Dem letzteren machte, da er Neugriechisch konnte, auch das Griechische, mit dem nun begonnen wurde, keine sonderliche Schwierigkeit. Beide überholten mich. Zorn, reich begabt, vermöglich, war etwas älter, aber viel welterfahrener als wir andern; er befreundete sich bald mit Bauer; ich weiß nicht, was später aus ihm wurde. Hermann Beck wurde später Konsistorialrat in Bayern

und hat eine recht gute Schrift über „die Erbauungsliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands von D. M. Luther bis Martin Moller“ herausgegeben (Erlangen, 1883, 8°, 371 Seiten). Unser Klaßlehrer war Benedikt Greif, damals schon ein alter Herr, nebenher Stadtbibliothekar; ob alleiniger, weiß ich nicht. Er war ein guter Lehrer des Deutschen, aber in der griechischen Formenlehre unsicherer, als seinem Ansehen zuträglich war. Er wohnte sehr nahe beim Gymnasium, bei der Stadtbibliothek und der St. Annakirche und pflegte um 10 Uhr daheim seine „Fleischbrüh'“ zu nehmen, so daß sich für uns die Freiviertelstunde manchmal etwas verlängerte. Er war der letzte Ordinarius, den ich bei St. Anna hatte.

Aber sogenannte Nebenlehrer hatten wir noch mehrere. Da war Herr Pola als Zeichenlehrer, in dessen Stunden nur wenige zeichneten. Wilhelm Mezger hatte einen guten Anfang mit uns in diesem Unterricht gemacht. Herr Pola existierte nur für die wenigen, die um sein Pult standen und sich ihre Zeichnungen von ihm korrigieren ließen. Die andern trieben Allotria. Da war ferner Lehrer Rügemer, der uns noch zwei Jahre lang taktschreiben ließ auf Doppellinien und einfache mit schrägen Parallellinien über die ganze Seite hin. Jeder Schattenstrich sollte mit einer solchen zusammenfallen und so die ganze Klasse einen Duktus bekommen. Diese Mode war damals aufgekommen. Das Taktschreiben blieb auch; aber die Hefte, an denen sich viele die Augen verdarben, sind, wie recht und billig, wieder verschwunden. — Im Gesang dagegen hatten wir an Herrn Lehrer Hofstätter einen trefflichen Chorleiter. Er wählte nur gute Sachen, die mit mäßigen Kräften sich aus- und aufführen ließen, und war zugleich Manns genug, sich die nötige Ruhe zu sichern. — Den Turnunterricht hatten die älteren reiferen Zöglinge der Anstalt ganz allein ohne weiteren Turnlehrer übernommen. Sie exerzierten uns ein nach dem in Bayern üblichen militärischen Kommando; und wir hatten unter Vorturnern Übung an Turngeräten aller Art. Dabei war jedermann fröhlich und lustig. Wir alle hatten Jacken und Hosen von ungebleichter Leinwand. Mancher Junge, der in dem Schulzimmer nie „genügte“, hat

sich da hervorgetan und auch wohl einen Preis davongetragen. Selbst die Erscheinung des ernsten und strengen Rektors auf dem Turnplatz tat der Fröhlichkeit keinerlei Eintrag; er erschien aber nur selten einmal. Nur im Sommer und im Freien waren diese Turnübungen, die zu Ende des Schuljahrs mit dem „Abturnen" schlossen.

Von dem übrigen Professorenpersonal des St. Anna-Gymnasiums weiß ich aus eigenem Erlebnis nicht viel zu sagen. Es war Sitte, morgens mit einer kurzen Andacht, an der alle Gymnasiasten und Lateinschüler teilnahmen, die Tagesarbeit einzuleiten. Jeder Professor, auch den Mathematiker eingeschlossen, hielt eine Woche lang diese Andacht. Da las der eine, Gürsching, einen Spruch mit Luthers Auslegung vor; ein anderer meist Gesänge aus Spittas „Psalter und Harfe", ein dritter rationalistische Tugendbetrachtungen, kurz, jeder nach seinem Geschmack, so daß allerlei Geister nach dem kurzen Gesang da zu Worte kamen. Bei dem alten, wie man mir sagte, grundgelehrten Professor Dorfmüller, ging es frevelhaft unruhig zu, wenn er die Woche hatte. An das Lied des bayrischen Gesangbuchs „HErr, mein Licht, erleuchte mich, daß ich dich und mich erkenne", das er mit Vorliebe singen ließ, kann ich nicht zurückdenken, ohne daß mir auch diese „Andachten" wieder in Erinnerung kämen. Unmöglich kann der Rektor darum gewußt haben, sonst hätte er Wandel geschafft. —

Es war herkömmlich, daß der Primus jeder Klasse Samstag um 10 Uhr das sogenannte Signum aufs Rektorat trug, in welchem der Klaßlehrer die bedeutenderen übeltaten der letzten Woche vermerkte. Da konnte sich dann der Signifer, wenn er etwa selbst einmal darin figurierte, auf ein tüchtiges Traktament vom Rektor gefaßt halten. Der Rektor war zugleich Ordinarius der obersten Gymnasialklasse. Mein Freund Johannes Haußleiter hat mir später besonders seine Geschichtstunden sehr gerühmt. Neben dem Rektorat hatte der Pedell Endres sein Zimmer, von dem die Sage ging, es sei die einst von D. Luther im Jahr 1518 in Gebrauch genommene Klosterzelle gewesen, von der aus ihn Staupitz zu Cajetan geleitete. — Von den anderen Lehrern der Anstalt nenne ich noch den späteren Rektor Cron. Er war damals bereits Gymnasial-

professor; er hat verschiedene griechische Klassiker für den Schulgebrauch herausgegeben. Ich sah ihn oft in der St. Jakobskirche in Bomhards Predigten.

Mit der Studienanstalt war ein Internat für vielleicht 100 Zöglinge verbunden, das Kollegium zu St. Anna, das von sehr vielen auswärtigen Pfarrers- und Lehrerssöhnen besucht wurde. Zwei derselben, die mit meinem älteren Bruder Ludwig in derselben Klasse waren, Karl Ostertag und Karl Rosenbauer, besuchten uns etwa ein Jahr hindurch wohl allsonntäglich und brachten uns dabei die Elemente des Schachspiels bei.

4. Städtisches und häusliches Leben.

In diesen vier Jahren nun erwarmten wir auch mehr und mehr in Augsburg, namentlich seit wir im Bissingerschen Hause für lange Jahre eine bleibende Stätte gefunden hatten. Man konnte das Augsburger Leben weder groß- noch kleinstädtisch, eher könnte man es ein noch halb reichsstädtisches nennen. Familien- und Stadtgebräuche mannigfacher Art gaben dem Dasein eine starke Lokalfarbe.

Zu Neujahr hatte man sich kaum aus dem Bett erhoben und gegenseitig ein „Glückseliges Neujahr!“ angewünscht, so erschienen auch schon noch vor dem 8 Uhr-Gottesdienst der Glockenläuter und der Mesner der Pfarrkirche, der Laternenanzünder der Umgegend, die Milchfrau, der Bäckerjunge, der Kirchenzettelträger mit ihren Neujahrswünschen; sie nahmen dafür ein „Trinkgeld“ in Empfang, auf das sie wie auf einen Teil ihres Gehaltes warteten und wohl auch angewiesen waren. Nach dem Morgengottesdienst machte man sich dann selbst auf die Beine, Vorgesetzten und anderen Personen, denen man Achtung schuldete, zu gratulieren. Bei den Protestanten war es vielfach Brauch, dem Seelsorger eine Torte oder eine Flasche Wein oder beides mit der Gratulation zuzusenden. Bis man abends seinen Neujahrskrapfen aß, hatte man vielleicht hundertmal begegnenden Bekannten und Freunden ein „Prost Neujahr!“ zugerufen.

Von da bis Fastnacht waren fast ununterbrochen Bälle und Tanzvergnügungen. Auf unser spezielles häusliches Leben

hatten sie keinen Einfluß; auch wenn sie nicht von Anstalts wegen verboten gewesen wären, wäre uns kein Gedanke gekommen, daran teilzunehmen. Aber man hörte doch im täglichen Verkehr genug davon reden, und das „Tageblatt" berichtete darüber. Zwischen Estomihi und Fastnacht waren überdies öffentliche Maskenumzüge und bei Tag und Nacht viele einzelne Masken, auch Schulkinder als solche zu sehen. Mit dem Aschermittwoch aber hörte das völlig auf. Von der Fastenzeit an bis in den Sommer trat bei beiden Konfessionen das kirchliche Leben mehr in den Vordergrund, bei den Römischen bis zum Höhepunkt des Fronleichnamsfestes, bei den Protestanten bis zu dem sogenannten Kinderfriedensfest. Am Ostermorgen sah man die Katholiken ganze Waschkörbe voll Fleisch- und Backwaren zu den Kirchen schleppen; sie warteten, bis der Priester aus der Kirchentür trat und die Körbe mit Weihwasser besprengte, worauf sie sich dann nach der langen Fastenzeit was zugute taten; manche, bis der Doktor heranmußte. Dagegen hatten an den Osterfeiertagen die protestantischen Bäcker gebackene Osterhasen feil.

War der Mai gekommen, dann strömte das katholische Publikum, sonderlich die Frauen, in diesem „der Jungfrau Maria gewidmeten Monat" in die Kirchen zur Maiandacht, zu zahllosen Ave Marias, die hergeplappert wurden, und zu den wenigstens im Dom und bei St. Ulrich alle Tage abgehaltenen Predigten. Zu diesen wurden die beredtesten Priester ausgewählt. Sie hatten die Schönheiten und Barmherzigkeiten Mariens und auch der katholischen Kirche zu schildern; in ihnen wurden die Protestanten gelegentlich bedauert, daß sie so vieler marianischen Gnaden nicht teilhaftig seien; und hier und da verirrte sich in den Predigtvortrag ein beifällig erwähntes Diktum, was „selbst ein Protestant", „sogar ein Protestant" geäußert habe. Daneben an allen Kirchentüren ein Ministrant, mit der Klapperbüchse zur Kollekte „für die Maiandacht" ermunternd.

Der Gipfel der katholischen Feiertage aber war das Fronleichnamsfest. Da entwickelte sich vom Dom aus unter fast beständigem Geläute aller katholischen Kirchenglocken eine imposante Prozession durch die Karolinen-, durch die Haupt-

oder Maximiliansstraße bis fast zu St. Ulrich hinauf, mit Altarstationen unterwegs, zumal am Fuggerhause, wo man innehielt. Dann trat der Bischof, damals Pankraz Dinkel, unter seinem von vornehmen Katholiken getragenen Baldachin mit dem sogenannten Sanctissimum hervor an den Altar. Die Prozession bestand nicht nur aus der ganzen papistischen Klerisei, die geweihte, kostbare, dicke brennende Kerzen trug, sowie aus Insassen der Klöster, sondern auch die höheren und niederen katholischen Schulen gingen pflichtmäßig mit, auch die katholischen Bäcker, Schuhmacher, Schneider mit ihren Innungsfahnen, der katholische Jungfernbund und ähnliche Vereinigungen. Auf das harte und unebene Lechsteinpflaster Augsburgs war ein Bretterweg gelegt für diesen Tag. An den Häusern, an welchen die Prozession vorüberzog, waren Türen und Fenster mit Maien und frischem Grün geschmückt. Zu den Fenstern heraus hing man Papstbilder, Heiligenbilder, kostbare Teppiche; und leider haben auch Protestanten, an deren Häusern der Zug vorüberging, den Römischen zu Gefallen, um deren Kundschaft nicht zu verlieren, ihre Wohnungen geschmückt, obgleich damals bereits die Zeit vorüber war, wo man sie wegen „Unterlassung der dem Sanctissimum gegenüber schuldigen Ehrerbietung" hätte gerichtlich zur Verantwortung ziehen können. Auch wurden damals nicht mehr wie zuvor unter König Ludwig I. auch protestantische Soldaten mit dazu kommandiert, dem Zuge entlang auf Ordnung zu halten und beim Herannahen des Bischofs mit seiner Monstranz zu „präsentieren" oder gar niederzuknien. Der erbitterte Streit über die Kniebeugungsfrage in Bayern hatte in dieser Beziehung doch Wandel geschafft. War der Bischof mit seiner Klerisei wieder zurück, dann begann der „weltliche Teil des Festes", der in der Vertilgung ganzer Ströme von Bier in denjenigen Wirtschaften bestand, die am schönsten geschmückt hatten.

In den eigentlichen Sommer fiel auch für die Protestanten ein lokaler Feiertag, das „Friedensfest" mit dem acht Tage hernach erfolgenden „Kinder-Friedensfest". Es feierte die durch den Westfälischen Frieden den Augsburger Protestanten nach bitteren Wechselfällen des Dreißigjährigen Krieges wiedergeschenkte und garantierte Kultusfreiheit; und

man sang da aus dem Gesangbuchs-„Anhang für die evangelisch-lutherische Gemeinde Augsburgs" in der Regel das Lied Nr. 570, dessen zweiter Vers lautete:

Augsburg! ja, du hast's erfahren,
Was des Krieges Grimm vermag.
O wie hast du nicht vor Jahren
Oft geführet diese Klag':
Ach daß doch auf dieser Erde
Einmal wieder Friede werde!
Und es ward. Was Odem hat,
Lobe den HErrn früh und spat!

In früheren Zeiten hatten am Kinder-Friedensfest alle evangelischen Schulkinder ein Bild zum Geschenk bekommen, das auf den Religionsfrieden Bezug nahm; und man konnte in alten Augsburger Familien noch ganze Bände von solchen Kupferstichen finden. In meiner Jugendzeit war dieser Gebrauch schon abgekommen, aber die Kirchen wurden noch festlich geschmückt.

Von den verschiedenen Kirchweihen lokalen Charakters hatten für das städtische Leben noch Bedeutung die von St. Ulrich und die von St. Jakob, beide mit Jahrmärkten verbunden, die letztere so ziemlich zu einem Sauffest für die ganze Jakober Vorstadt ausgeartet und mehr von Katholiken als Protestanten gefeiert. Für die zahlreichen umliegenden katholischen Dörfer, die zum Augsburger Bistum gehörten, war ein gemeinsamer Kirchweihsonntag angeordnet, der sich den Stadtleuten, die nicht Besuch auf dem Lande machten, dadurch in Erinnerung brachte, daß die Milchlieferantinnen ihren Kunden Kirchweihküchlein, in Butterschmalz gebacken, abzuliefern pflegten und dafür von den Kunden einen wohlbemessenen Obolus in Empfang nahmen. Auch evangelische Milchfrauen mußten diesem Brauch Rechnung tragen, wie hernach am 2. November, dem Allerseelenfest, auch von den protestantischen Bäckern erwartet wurde, daß sie allen ihren Kunden eine „Seelenbretzel" lieferten, größer oder kleiner, je nach dem Maß der sonst täglich von ihnen bezogenen Bäckerware; wiederum natürlich gleichfalls gegen sicher zu erwartendes Trinkgeld; denn „umsonst ist der Tod". Und doch waren diese Gepflogenheiten eben ein Stück des Augsburger Lebens, womit jung

und alt ebensogut rechnete wie mit der Martinsgans und mit dem Pelzmärtel, der in seiner Vermummung am Abend des 11. November mit seinem drohenden Stock in das Kinderzimmer trat und dann zu allgemeinem Jubel seinen Sack voll Nüsse und Äpfel leerte und hierauf in der Küche verschwand.

Neben diesen Feiern mit kirchlichem Hintergrund feierte man noch andere Feste. Da gab es bald einmal ein Sänger-, bald ein Turnerfest. Dann sah man allerwärts die bayrische blauweiße Flagge und sehr viel auch die schwarz-rot-goldene Bundesfahne und die Augsburger Lokalfarben Rot-Weiß-Grün. An jedem 18. Oktober hielt einer der Bürgermeister, geschmückt mit seiner schweren goldenen Kette, eine Festrede über die Völkerschlacht bei Leipzig von dem Balkon des Rathauses herab; die „Liedertafel" sang dazu „Was ist des Deutschen Vaterland?" oder Vaterlandslieder von Theodor Körner, und die Regimentsmusik half den Enthusiasmus steigern.

Es ist nicht einerlei, ob ein Jugendleben solcher Eindrücke gewohnt wird oder nicht. Welches Augsburger Kind könnte den „Turamichele" vergessen? Wenn am 29. September die Michaelismesse ihren Anfang nahm, pflegte aus dem (seither abgetragenen) Perlachturm, dessen Basis wohl noch römisches Bauwerk aus der Zeit des Kaisers Augustus war, eine einst von der Perlachturmuhr durch einen Mechanismus getriebene Figur des Erzengels Michael aus einer Nische hervorgeschoben zu werden. Er stieß sein Schwert bei jedem Glockenschlag dem zu seinen Füßen liegenden Teufel ins Herz; und der Jubel der zuschauenden Schuljugend war über den ganzen Augustusplatz hin vernehmbar. Die Landleute versäumten nicht, ihr Meßgeschäft so lange zu unterbrechen, bis sie und ihre Kinder diesen frommen Spaß auch gesehen und ein paarmal genossen hatten; und wenn der Michele einmal neu vergoldet war, was er öfter nötig hatte, war das für die Kinder eine wichtige Angelegenheit. Benachbarte Schulen schlossen wohl eine Viertelstunde früher, damit den Kindern dieser Genuß nicht entging.

Wer es sich und seiner Familie leisten konnte, der machte auch wohl einmal zu Beginn Oktober eine Tour nach München zum Oktoberfest mit seinen Freuden und seiner vielen Kurz-

weil, besonders weil dazu auch auf der Bahn große Preisermäßigung stets bewilligt wurde. Dann konnte der Bayer auch seinen „Kini" (König) sehen und die Pferdewettrennen mit ihrer Aufregung. Aber wer daheim bleiben mußte in Augsburg, der genoß ja doch die Michaelismesse mit ihren Reizen. Der Groschenstand, der 9- und 18-Kreuzerstand, wie waren die immer umlagert! Und später die Frau Schäfer aus München im Torgang des Robert Knodeschen Geschäfts mit ihrem antiquarischen Bücherschatz und Bücherwust, wie war mir diese resolute Meßtante durch viele Messen hindurch bekannt und vertraut; wie manches Buch hat sie mir, „weil 's Sie sind", aufgeschwatzt, und ich bin glücklich und, wie nachher die Mutter sagte, „voller Profit" damit nach Hause getrabt. Man redete in Augsburg eigentlich nicht von der Messe, wie in Leipzig oder Frankfurt, man nannte sie Dult (von indultum, der Ablaß; denn wer die den großen Jahrmarkt eröffnende kirchliche Messe andächtig besuchte, erwarb sich Ablaß; wahrscheinlich für die Sünden, mit denen er die Käufer hineinlegen wollte). Manchmal wenn ich in Gedanken durch Augsburgs Straßen wandere, sehe ich auch die Meßstände aufgeschlagen und glaube die Luft der Dult einzuatmen. Oder ich höre den Klang der Kirchenglocken, die Dult ein- oder auszuläuten.

Wer an ein so mächtiges Geläute gewöhnt ist, wie es der Augsburger jeden Sonntag von den großen Glocken seiner hohen Türme herab vernimmt, der vermißt diesen festlichen Ton gar sehr, wenn er hernach anderwärts nur ein dürftiges Gebimmel zu hören bekommt, das nicht sehr zur Andacht stimmt. Der Einführung auch bei den Protestanten wert dünkte mir aber der katholische Gebrauch des Zügenglöckchens. War da ein Katholik etwa in der Pfarrei St. Max am Sterben, in den letzten Zügen (daher der Name der Glocke), so mahnte, während der Priester „mit den heiligen Sterbesakramenten" in seine Wohnung eilte, ihn „zu versehen", die kleinste Betglocke von St. Max die Anwohner der nächsten Straßen zum Gebet um ein „gutes Ende" für den aus der Welt Scheidenden; und dieser Aufruf zur Fürbitte war sicher nicht umsonst. Gewiß ließe sich auch an vielen protestantischen Orten eine ähnliche Einrichtung treffen. „Sei bei den Sterbenden!" sprechen wir

wohl auch im Kirchengebet und in der Litanei. Aber wenn so außerhalb des regelmäßigen Geläutes der Ton der Glocke eigens daran erinnert: „Jetzt, jetzt ist einer deiner Mitbrüder in seinem letzten Kampf und Strauß", dann ist das doch eine dringlichere Mahnung als die allgemeine sonntägliche.

Es war in Augsburg herkömmlich und wohl polizeiliche Vorschrift, eine Leiche noch vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden nach dem Kirchhof ins Leichenhaus zu schaffen. Da lag sie dann im Sarge noch ein oder zwei Tage bis zum Begräbnis. Dem Sarge wurde vom Hause bis zum Kirchhof und dort vom Leichenhaus bis zum Grab ein Kreuz vorangetragen, anzuzeigen, daß ein Christenmensch hier zur letzten Ruhe gebracht werde. Leichen auch nur auf zwei bis drei Tage zu präparieren und einzubalsamieren, wie unsere undertakers es besorgen, war dazumal noch gar nicht Brauch, daher viele es mieden, auch nur von der äußeren Halle aus durch die dicken Fenster in das Zimmer hineinzuschauen, wo zuweilen drei, vier Leichen in den offenen Särgen hoch aufgebahrt lagen. Jede Leiche trug am Zeigefinger der rechten Hand einen Ring, der durch einen Faden mit einer Glocke in Verbindung stand. Man sagte mir, wenn einer nur scheintot sei, äußere sich, sobald er zum Bewußtsein und zu Kräften zurückkehre, die erste Lebensregung durch eine unwillkürliche Bewegung des rechten Zeigefingers von oben nach unten. So diene die Einrichtung dazu, das Begräbnis Scheintoter zu verhindern. Sie soll wohl auch aus dem Hieronymus Jobsschen Zeitalter herrühren. Ich erinnere mich aber keines Falls, wo sich ein Scheintoter gemeldet hätte. Nur einmal berichteten die Zeitungen von dem Schrecken des Leichenwärters, als in einer Nacht die Glocke mehrmals bimmelte. Er trug selbst schuld daran; er hatte nicht verhindert, daß eine Katze hinter ihm ins Leichenzimmer eindrang. Die war dann über die Leichen hingesprungen und hatte dabei die Fäden an den Zeigefingern berührt.

Der protestantische Kirchhof war bei unsern Spaziergängen öfters das Ziel. Er enthielt sowohl der hohen Mauer entlang als auf seiner Anhöhe viele prächtige Denkmäler, so z. B. einen stets mit freudigem Staunen angeschauten Engel auf den Gräbern der Familie von Süßkind; das Grabmal der Familie

von Schnurbein; ferner an der Mauer ein Bildhauerwerk, JEsum darstellend, wie er am Jüngsten Tag einem in freudiger Verwunderung das Grab durchbrechenden Leib eines Auferstehenden die Arme freundlich entgegenstreckt. Daneben, wie überall alte Kirchhöfe in ihren Denkmälern ein Abbild der herrschenden kirchlichen Richtung sind, aus der pietistischen Zeit lange Liederverse unter dem langen Lebenslauf; oder aus der rationalistischen gefühlvolle sentimentale Reime aus Schillers Glocke: „Ach die Gattin ist's, die teure" usw. Meist aber war doch unter dem Stein- oder Marmorkreuz ein Bibelspruch und Liedervers von dem Christenglauben und der christlichen Auferstehungshoffnung an Gräbern eingemeißelt. Auf diesem Kirchhof liegen nun so manche meiner Teuren begraben: Vater, Mutter, eine ältere Schwester, der Gatte meiner jüngeren und eine ihrer Töchter; und seit dem ersten Jahr unsers Aufenthalts in Augsburg ein Brüderlein, Otto, ein Jahr alt, an der Halsbräune gestorben, dem allein ich das Geleite zum Grabe auch selbst mit gegeben habe. Alle andern Begräbnisse der genannten Angehörigen fanden statt, während ich bereits in Amerika lebte. Die Mauern des katholischen Kirchhofs waren an der Innenseite mit einigen biblischen und unbiblischen Vorstellungen geschmückt. über dem Eingang die bekannte leidige Stelle aus den Büchern der Makkabäer. Die Inschriften der Gräber häufig ein Hinweis auf die Fürbitte der Heiligen oder auf die Menge der vollbrachten guten Werke als Grund der Hoffnung zur Seligkeit. Auf beiden Kirchhöfen natürlich auch genug zwar kostbare, aber geschmacklose Grabsteine, die keinen andern Gedanken erweckten als den: Die Hinterbliebenen haben's ja dazu!

Doch es ist wohl Zeit, daß ich aus dem städtischen Außenleben wieder in das häusliche zurückkehre. Das ging seinen ruhigen Gang, und des Hauses Ordnung war fest geregelt, ohne Pedanterie. Meine Schwester Ida war neun Jahre älter als ich. Sie hatte einige Zeit hindurch nach der Volksschule das Töchterinstitut in Callenberg in Sachsen besucht; aber die Augenkrankheit der Mutter machte doch ihre Anwesenheit zu Hause wieder dringend notwendig. Später war sie einen Winter hindurch Gouvernante in Mailand im Hause eines

vermöglichen Deutschen; und sie hat dort das Los einer solchen vollauf kennen gelernt, so daß der Vater sie veranlaßte zu kündigen und wieder heimzukommen. Meine andere Schwester, Berta, war zwei Jahre jünger als ich. So bildeten wir Kinder mit meinem drei Jahre älteren Bruder Ludwig ein Quar-

Mein Vater, Lehrer Georg Friedrich Krauß.

tett, das sich in mancherlei beliebte und unbeliebte Hausarbeiten zu teilen hatte. Wir liebten und neckten uns, wir stritten und vertrugen uns wieder. Wir machten in den Schulferien gemeinsame Ausflüge, Fußtouren, Tagpartien, kleinere Reisen und lernten die Umgegend Augsburgs auf einen Radius von vier Stunden gründlich kennen.

Einst — ich war damals vielleicht zehn oder elf Jahre alt — fiel uns bei, es müßte doch viel schöner sein, wenn jedes

Kind anstatt der zuweilen etwas langweiligen, doch nie dürftigen Hausmannskost öfters als nur etwa an seinem Geburtstag sein Lieblingsgericht auf dem Tisch sehen könnte. Ob sich das nicht ermöglichen lasse? Sicher neunzig von hundert Vätern hätten gesagt: Kinder, das ist dummes Zeug und nicht durchzuführen; seid doch zufrieden mit dem, was ihr habt; ihr seid noch alle Tage satt geworden. Mein Vater aber, der ganz dasselbe gewiß dachte, wies doch das Experiment keineswegs ab, sondern ging darauf ein. Er rechnete bei sich aus und rechnete uns nachher vor: Wenn von meinem Gehalte so und so viel auf Wohnung, Heizung, Kleidung, Licht usw. jährlich zu verwenden ist, dann bleiben für das, was zum Munde eingeht, für die ganze Familie von sechs Personen täglich 48 Kreuzer zur Verfügung, also pro Kopf 8 Kreuzer. Ob wir uns damit auszukommen getrauten? Natürlich glaubten wir das; wer war glücklicher als wir! Daß die Mutter sich vorbehielt, den Sonntag nicht in dies Programm einzuschließen, sondern an demselben in ihrer Weise weiter zu wirtschaften, das ließen wir uns gern gefallen. Denn für 8 Kreuzer ließ sich entfernt nicht ein solcher Tisch decken, wie wir ihn Sonntags gewohnt waren. Aber am Montag ging nun die Geschichte los. Ida übernahm die 48 Kreuzer pro Tag und hantierte als Hilfsköchin der Mutter. Aber Ida war auch die erste, die streikte. Für sechs Leibgerichte wollte das Geld eben durchaus nicht reichen, und sich drei oder vier Tage erbärmlich nach der Decke strecken, nachdem man ein- oder zweimal nach seinem Wunsch gegessen hatte, das wollte keinem recht gefallen. So waren wir alle recht froh, als dieser Kontrakt noch vor Ablauf eines Monats in die Brüche ging und die alte Ordnung der Dinge wiederkehrte. Ein kleines, wenn auch sehr bescheidenes Taschengeld gab uns der Vater doch; er hielt aber dabei die Augen offen, wie es verwendet wurde, ohne doch förmliche Rechenschaft darüber zu verlangen.

Mancherlei, zunächst nicht sehr merkbare Veränderung trat aber ein, seit wir beide, mein Bruder und ich, nicht mehr das protestantische Gymnasium zu St. Anna, sondern das katholische zu St. Stephan besuchten.

Fünf Jahre auf dem katholischen Gymnasium zu St. Stephan, 1864—1869.

5. Wie ich auf dies Gymnasium kam.

Wie es dazu kam, läßt sich kurz mitteilen. Mein Bruder hatte das sogenannte „Kleine Absolutorium" bei St. Anna bestanden mit Note II = gut. Er hatte, unentschieden, was er werden wollte, einmal gedacht, es mit der Kaufmannschaft zu versuchen. Indes, er war nur wenige Monate Lehrling, da wäre er schon gerne wieder aufs Gymnasium gegangen. Rektor Mezger aber sagte meinem Vater, er nehme nur ungern einen wieder auf, der einmal abgesprungen sei. Infolge davon besorgte mein Vater, Ludwig würde bei St. Anna weiterhin immer das Vorurteil des Rektors gegen sich haben, und meldete ihn daher, weil es ohnehin nicht unerhört war, daß protestantische Schüler dort Aufnahme fanden, auf der katholischen Studienanstalt bei St. Stephan an. Rektor Rauch nahm ihn auf, wies ihn aber in die vierte Lateinklasse, weil er in der ersten Gymnasialklasse unmöglich hätte mitkommen können. Meinem Bruder war das nur von Nutzen. Die veränderten Verhältnisse, das ganz andere Lehrpersonal und vor allem der größere Eifer, den er jetzt dem Lehrstoff entgegenbrachte, das half zusammen, daß ihm die Repetition dieser Klasse sehr wohl anschlug. Er war gerne dort, wurde von den Lehrern fortdauernd gut behandelt, und so beschloß mein Vater, nachdem ich noch ein und einhalb Jahre nach St. Anna gegangen war, während mein Bruder schon nach St. Stephan ging, nun auch mich dorthin zu schicken, was denn auch vom Oktober des Jahres 1864 an geschah. — Mein Bruder wurde immer zäher und eifriger in seinem Studium und hat als Primus im Jahre 1867 die Anstalt absolviert. Der Trieb, mit dem er sich auf die alten Sprachen warf, würde sicherlich selbst den Rektor Mezger für ihn eingenommen haben. Mir aber gefiel es, da ich nun mit dem Bruder wieder *einen* Schulweg hatte und von dem Geist, der unter dem Coetus herrschte, genugsam berichtet war, da gleich von allem Anfang an ganz wohl, und die Übersiedlung machte mir keine Schwierigkeiten. Von den

Schattenseiten sah ich zunächst gar nichts; später bin ich sie freilich gewahr geworden, so auch mein Bruder und ebenfalls mein Vater. Ich werde davon noch zu reden haben.

Das Karmeliterkloster von St. Anna, in dem Luther 1518 Quartier gefunden hatte, war zweihundert Jahre zuvor durch milde Beiträge der Augsburger Bürgerschaft gegründet worden. Als seine Insassen 1523 schon die Reformation annahmen und nun das Kloster sich auflöste, wurde es nebst der Kirche wieder der Stadt als deren Eigentum zurückgegeben; und der Rat faßte den Beschluß, die Klosterräume zur Gründung eines Gymnasiums zu benutzen, welches denn auch im Jahre 1531 als ein protestantisches eröffnet wurde. Unter seinem berühmten Rektor Hieronymus Wolf (1557—1580) war die Zahl seiner Schüler auf 388 angewachsen. So hatten also die Protestanten vor den Katholiken ein Gymnasium in Augsburg gehabt. Der weitberufene Baumeister Elias Holl führte von 1613 bis 1615 den dafür nötig gewordenen Bau aus, der Lehrräume für sechs Klassen enthielt, bis ins gegenwärtige Jahrhundert im Gebrauch war und erst vor wenigen Jahren einem neuen Bau Platz machte. Aber inzwischen war auch durch die Jesuiten 1583 ein katholisches Gymnasium zu St. Salvator errichtet und damit ein Internat „zu St. Joseph" verbunden worden. Diese papistische Anstalt existierte bis zur Aufhebung des Jesuitenordens, 1773, ja, weil einige Expatres den Unterricht gleichwohl fortsetzten, bis zum Jahr 1808, in welchem Jahr die bayrische Regierung sie ganz aufhob und die katholischen Schüler anwies, gleichfalls das Gymnasium zu St. Anna zu besuchen. Das geschah etwa zwanzig Jahre lang. Da hat ein katholischer Kaufmann, Simon Genève, durch eine Schenkung von 32,000 Gulden die Wiederherstellung eines separaten katholischen Gymnasiums ermöglicht, und König Ludwig I. überließ demselben das geräumige Gebäude des ehemaligen adeligen Damenstifts nebst der damit verbundenen St. Stephanskirche zum freien Gebrauch, so daß 1828 das katholische Gymnasium wieder eröffnet werden konnte. Ende 1834 übergab König Ludwig die Anstalt den Benediktinern, ernannte zum ersten Abt des Klosters zu St. Stephan den

Kirche und Kloster zu St. Stephan.

Pater Barnabas Huber aus Ottobeuren und beauftragte ihn sowie den damaligen Augsburger Bischof Albert v. Riegg, in die Benediktinerabteien Österreichs zu reisen, um dort die nötigen Lehrkräfte für das Gymnasium und das damit zu verbindende Lyzeum anzuwerben, bis später die Abtei St. Stephan die Lehrstellen mit lauter eigenen Konventualen würde besetzen

können.*) Unter den ersten Professoren der Anstalt waren daher ziemlich viele Österreicher; und auch das Schweizer Benediktinerstift Maria Einsiedeln sandte drei Männer als Professoren nach Augsburg. Seit dieser Zeit wies das katholische Gymnasium eine durchschnittliche Jahresfrequenz von 500 Schülern auf. Zeitweise wuchs die Zahl an auf 650 und darüber. Natürlich waren in den unteren Klassen Parallelkurse eingerichtet; in den oberen, den eigentlichen Gymnasialklassen, schien das nicht mehr nötig zu sein, weil eben die meisten mit dem „Kleinen Absolutorium", also längst vor Ablauf des achtjährigen Studienkursus, wieder abgingen.

6. Die Zöglinge der Anstalt.

Als ich im Oktober 1864 bei St. Stephan eintrat, hatten dort nur die vier Lateinschulklassen noch Parallelkurse, und ich kam in die vierte Klasse B, in welche vordem auch mein

*) Die Professoren Martin Zbonek, Vinzenz Hanf, Beda Dudletz und einige andere wären wohl besser in Österreich geblieben. Der bekannte Philolog Friedrich Thiersch in München urteilte damals: „Was die Gymnasien betrifft, so lag im Plan des [bayrischen] Ministeriums die Überweisung derselben an Geistliche und Ordensmänner.... Die Benediktinergymnasien lagen dem Minister besonders am Herzen. Schon zur Zeit des Ministeriums Wallerstein waren solche in Metten und Scheyern errichtet worden. Nun ging man auf diesem Weg weiter. Man erwartete von protestantischen Beamten, daß sie, um sich dem Ministerium zu empfehlen, ihre Söhne in die Benediktinergymnasien schicken sollten. Es waren würdige Männer, die man aus Österreich kommen ließ, aber ihrer Aufgabe anfangs wenigstens nicht gewachsen. Einige von ihnen klagten selbst, daß man ihnen die Studienanstalten zu früh aufgebürdet habe. Das Griechische mußten mehrere erst anfangen zu lernen, und ein solcher Lehrer stand mit einer Übersetzung des griechischen Autors in der Hand Schülern gegenüber, die bereits mehr Griechisch wußten als er selbst. Döllinger war als Prüfungskommissär mit den Leistungen des Benediktinergymnasiums in Augsburg nicht zufrieden; früher war es besser." Dies bezieht sich auf die Jahre 1835 bis 1840. Die Stelle ist entnommen dem für Gymnasiallehrer äußerst interessanten Werk „Friedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. 2 Bände. Leipzig und Heidelberg. 1866. 8°." (Bd. II. 501. 502.)

Bruder Ludwig gekommen war. Um nun zunächst von der Schülerschaft zu sprechen, so war es herkömmlich, daß sich die Schüler „Studenten" nannten. Den Titel Student hatten sich bei St. Anna die Gymnasiasten noch nicht angemaßt, sondern ihn als Prärogative derer respektiert, die auf der Universität ihre Studien betrieben. Der Stephaner dagegen nannte sich auf dem Gymnasium „Gymnasist", der Regel nach aber Student. Und da die Herren vom Lehrkörper die Schüler auch so nannten, und zwar von dem zartesten Stadium ihrer Zugehörigkeit zur Anstalt an, so war diese Bezeichnung allgemein rezipiert und stieß uns bald nicht mehr. Ich meine aber, will man den Ausdruck Student für den Gymnasiasten zulassen, so sollte man ihn doch eigentlich erst in den letzten zwei Jahren brauchen. Während der Schüler vorher doch nur sozusagen von einem Tag auf den andern *lernte*, muß er in den letzten Jahren sich bemühen, seine Zeit einzuteilen und mit mehr Verständnis zu arbeiten, mit dem Hinblick auf das Gesamtziel seiner gymnasialen Vorbildung. Freilich wie lucus a non lucendo, so heißt auch oft genug auf der Universität der Student so a non studendo; und jener „Fuchs" steht nicht allein, der seinem Vater, als der wissen wollte, was der Sohn in den zwei ersten Semestern gelernt habe, heimschrieb: „Papa, im ersten Jahr tut kein Student nichts." Solchen gegenüber darf sich ein fleißiger Quartaner oder Tertianer mit größerem Recht Student nennen.

Die 500 Zöglinge der Anstalt sah man selten einmal, außer in der Kirche, alle zusammen. Die 150 bis 180 bei St. Anna waren in der Freiviertelstunde fast alle zu sehen, wenn sie frische Luft schöpften auf dem Hof des Gymnasiums. Der Klosterhof bei St. Stephan aber war nicht so groß, daß er einer Anzahl von 500 Schülern erlaubt hätte, sich zu entfalten und zu tummeln. In den Pausen zwischen den Lehrstunden blieben daher die meisten in den Klassenzimmern zurück und fochten da auch die üblichen Schulkämpfe und Katzbalgereien aus, etwa so wie sie sich, nur etwas potenziert, in der *Μεύριας* von Oskar Kraus geschildert finden (Nr. 2980 der Reclamschen Universalbibliothek).

Die meisten der 500 waren sogenannte Stadtstudenten;

andere wohnten im Seminar zu St. Joseph; wieder andere waren Zöglinge des Instituts für höhere Bildung.

Zu der ersten Klasse gehörten, mit der größten Berechtigung zu dieser Bezeichnung, die Lyzeisten, oder wie sie sich selbst nannten: Lyzisten, die das eigentliche Gymnasium absolviert und sich entschlossen hatten, ihr „philosophisches Jahr" auf dem mit dem Gymnasium verbundenen Lyzeum abzumachen. Die meisten derselben wollten später Priester werden, fanden es aber aus finanziellen und andern Gründen dienlicher, noch nicht in das Münchener Priesterseminar, das sogenannte Georgianum, überzusiedeln. Von ihnen habe ich hier nichts weiter zu melden, als daß die Gymnasialprofessoren, die dafür galten, am meisten das Zeug dazu zu haben, ihnen die nötigen Vorlesungen hielten oder in die Feder diktierten.

Die wenigsten der sogenannten Stadtstudenten hatten das Glück, bei ihren Eltern und Geschwistern zu wohnen. Aus meiner Klasse von 44 nur acht, darunter ich. Die meisten waren bei katholischen Familien untergebracht, die nicht allzu entlegen von der Anstalt wohnten. Da gab es viele Söhne katholischer Schullehrer und noch viel mehr Bauern- und Handwerkersöhne, deren Eltern nur über sehr mäßige Mittel verfügten. Manche zahlten an ihre Beköstiger ein sehr geringes Kostgeld, lebten daher auch ziemlich dürftig und kümmerlich; natürlich überall unter strikter Beobachtung der katholischen Fasttage. Solche Studenten begrüßten es dann um so freudiger, wenn ihnen gelegentlich der Bote oder die Bötin vom Lande oder die Post ein Paket aus dem Elternhause mit allerlei Eßbarem übermittelte. Öfters auch hatte so ein armer Student bei irgendeinem „geistlichen Herrn" in der Stadt oder bei einer wohlmeinenden katholischen Familie allwöchentlich einen oder zwei Kosttage, wobei er sich dann ordentlich satt essen und im voraus einlegen konnte. — Selbstverständlich wurde von den Kostleuten erwartet, daß sie die Studenten anhielten, die Anstaltsgesetze zu halten, besonders, nicht gegen das Verbot ins Wirtshaus zu gehen, sowie auch, daß sie, wenn ein Student erkrankte, dem Rektor Anzeige machten, damit dieser eventuell ihre Überbringung ins Krankenhaus verfügen konnte. — Auch kam es wohl vor, daß der Rektor den Pedell in dieses oder

jenes Studentenquartier schickte, um nachzusehen, ob die Studenten ihre Abende daheim und bei der Arbeit zubrächten oder sonstwo und sonstwie, vielleicht beim Kartenspiel mit den Hausleuten. In einzelne dieser Studentenquartiere bin ich gelegentlich auch gekommen, wo sich mehrere einlogiert hatten. Ich fand ihr Schicksal nicht beneidenswert: der Hausvater, meist ein Spießbürger, jedes idealen Zuges bar; die Hausfrau ein draco domesticus, wenn nicht daneben auch noch eine Quisel. Diesen Namen für die katholische Betschwester lernte ich damals noch nicht kennen; aber die Sache. Es wird aber sicherlich auch bessere Quartiere gegeben haben.

Vermöglichere auswärtige Geschäftsleute oder katholische Beamte konnten ihre Söhne im Josephs-Seminar unterbringen, das, mit der Anstalt verbunden, ein keineswegs rigoros geleitetes Internat war. Übermäßig war das Kostgeld auch hier nicht und die Kost gut. Im Arbeitssaal konnte sich abends, wer es bedurfte, in seinen wissenschaftlichen Nöten bei dem Präfekten Rat und Hilfe suchen. Es fehlte nicht an luftigen Schlafsälen, und der Klosterhof gab den Alumnen, kaum je mehr als 80, Raum genug, sich zu tummeln. Gemeinsame Spaziergänge aber wurden nur unter Aufsicht und Begleitung der Präfekten gemacht; wenn ich nicht irre, täglich eine Stunde lang. [Gestoßen hat es mich, als ich manches Jahr hernach auch die Insassen des Münchener Georgianums wie eine Herde Hammel durch die Straßen der Stadt geleitet sah — eine sonderbare Art akademischer Freiheit!] Die Kollegiaten von St. Anna sahen sich in dieser Beziehung etwas freier behandelt; aber lustiger und fröhlicher waren sie auch nicht. Im übrigen wurde bei St. Joseph für allen jugendlichen Ulk Spielraum genug gelassen. Freundschaften konnten sich bilden; viel Musik wurde getrieben. Einen Orbilius hätte der Rektor M. Rauch gewiß nicht lange als Präfekten geduldet. Zur Zeit der Fastnacht pflegten die Seminaristen dort ein oder zwei Theaterstücke [etwa „Joseph", von Mehul] selbst aufzuführen. Der enge Raum konnte dann die Menge der Zuschauer nicht fassen. — Mit einem dieser Seminaristen, Wilhelm Prinstner aus Beilngries, der eine protestantische Mutter hatte, habe ich dazumal Freundschaft geschlossen, die sicher in-

timer geworden wäre, wenn wir auch außerhalb des Gymnasiums uns hätten treffen und besuchen können. Als er Student in München war und ich einmal von Erlangen dahin reiste, um beim Kultusministerium für einen teuren Freund eine Erlaubnis auszuwirken, besuchte ich Prinstner; er konnte mir behilflich sein, bei dem Ministerialrat, zu dessen Ressort jene Angelegenheit gehörte, schnell Zutritt zu erlangen. Wenige Jahre darauf ist er gestorben, und Prinstners Schwester hat mir die letzten Tage seines Lebens geschildert. Er war ein ebenso liebenswürdiger als reichbegabter Jüngling, den jeder gern hatte.

Einige fünfzig Schritte vom Kloster und Gymnasium entfernt war das Institut für höhere Bildung, dessen Zöglinge gleichfalls die Anstalt besuchten. Die Insassen waren fast ausnahmslos Adelige. König Ludwig I. hatte „gewünscht", daß der katholische bayrische Adel seine Söhne den Benediktinergymnasien anvertrauen solle. Und das geschah auch. Als ich bei St. Stephan eintrat, waren in meiner Klasse ein paar Grafen Fugger, ein Graf Leyden, ein Graf Pfetten, ein Freiherr Kasimir von Gravenreuth und andere Herren „von" und „zu". In der Klasse wurden sie mit uns Bürgerlichen ganz über einen Kamm geschoren. Wenn ich aufgerufen wurde, hieß es: „Krauß, Wilhelm!" Der Geschlechtsname erst, der Taufname hernach; und wenn der Graf Georg Fugger von Kirchberg-Weißenhorn übersetzen sollte, hieß es auch ganz einfach: „Fugger, Georg!" Und hatte er nichts gelernt, so bekam er ebensolche Schelte wie der bäuerlichste Bauernknabe. Da wurde kein Unterschied in der Behandlung gemacht. In der Klasse und auch bei der Klasse selbst galt jeder genau so viel, als er leistete. Die adelige Herkunft rettete den Pinsel und den Faulpelz nicht vor dem Repetierenmüssen. Übrigens, da vom Schelten die Rede war: ungehobelte Prädikate wurden weder Adeligen noch Bürgerlichen an den Kopf geworfen. Ich habe in den fünf Jahren, die ich dort zubrachte, von meinen Lehrern nie ein Schimpfwort gehört wie „du Ochse" oder „Sie sind doch ein Rindvieh"; vorgekommen ist es wohl, aber in andern Klassen. — In dem Anstaltskatalog pflegte hinter dem vollen Namen dieser Adeligen zu stehen „Z. d. J. f. h. B."

Die letzten drei Buchstaben interpretierten wir andern so, daß es heißen sollte „Zögling des Instituts für heillose Bengel". Sie waren's aber auch nicht mehr als andere und belästigten uns Bürgerliche nicht durch adelige Rüpelei. Die hätten wir ihnen auch in den Schulpausen ausgetrieben. Natürlich zahlten diese Zöglinge ein adeliges Kostgeld und führten einen adeligen Tisch, was sie indessen nicht hinderte, sich jezuweilen durch Stadtstudenten ein Pfund feinster Schokolade oder sonstige Leckereien in die Lehrstunden mitbringen zu lassen, damit sie auch außer Tisch noch etwas Gutes zu knabbern hätten. Im Institut gaben ihnen die Benediktiner Gelegenheit, außer dem für alle obligatorischen Französisch auch Englisch zu lernen oder Italienisch; und zudem lernten sie tanzen; doch waren die Lehrer darin „nicht geistlich". — Die wenigsten dieser Zöglinge für höhere Bildung machten das ganze Gymnasium durch. Als ich von demselben abging, war von all der vorhin erwähnten hochadeligen Gesellschaft nicht einer mehr in unserer Mitte, und auch aus dem Verzeichnis der Abiturienten überhaupt ist zu sehen, daß nur selten einmal ein Freiherr die Anstalt verließ mit dem Gymnasialabsolutorium in der Tasche. Manche besuchten nach der Lateinschule wohl andere, militärische Anstalten oder bekamen einen eigenen, ihnen aber auch von den Benediktinern empfohlenen Hauslehrer und Informator. — Einige Jahre nach meinem Austritt treffe ich einmal auf dem Augsburger Bahnhof im Wartesaal I. und II. Klasse den Grafen G. F., einen ehemaligen Klassengenossen. Wohl sechs Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen. Ich begrüßte ihn freudig und kordial, was er steif erwiderte, obgleich er mich sofort erkannte. Herablassend fragte er, was ich denn jetzt wäre. „Student der Theologie", sagte ich, und fragte zugleich: „Und was willst du einmal werden?" worauf er antwortete: „Tiplomatiker", und zwar mit einem Ausdruck des Gesichts, daß das Widderfell des Ordens vom Goldenen Vlies die natürlichste Fortsetzung dazu gebildet hätte. Ich zweifle nicht, daß er das Wort am Ende richtig hätte schreiben können; aber ausgesprochen hat er es wie angegeben. Und da er sich zugleich seitwärts wandte, war unsere interessante Unterhaltung auch schon beendet. Sie war eine neue Auflage des

kurzen Dialogs: „Höre, ich bin von einem alten Hause.“ „Das ist was Rechtes; ich bin selbst ein solches.“ — Der Graf hat, glaube ich, das Präsentationsrecht auch für etliche protestantische Pfarreien. Es ist mir lieb, daß ich nicht bei ihm antichambrieren muß, um für eine derselben empfohlen zu werden. Ich stünde dann wohl noch im Vorzimmer, und wenn ich der Engel Gabriel wäre und mich prächtig für eine solche Pfarrei eignete. — Wie immer der Graf so geworden sein mag: bei St. Stephan hat er dummen Adelsstolz jedenfalls nicht gelernt.

Damit wäre denn die Schülerschaft von St. Stephan nach ihren verschiedenen Gesellschaftsklassen vorgestellt. Und nun in die Klassenzimmer, in denen wir auch den Lehrkörper wenigstens teilweise kennen lernen werden.

7. Mein erstes Jahr bei St. Stephan.

Mit meinem Eintritt in die Abteilung B traf ich es gut. Der P(ater) Joseph Nagler war jedenfalls ein tüchtigerer Schulmann als P. Otto Zierers, der Ordinarius der Abteilung A. Nagler war kein genialer, aber ein sehr gewissenhafter Lehrer, der alles mit äußerster Akkuratesse besorgte, was in seinen Geschäftskreis gehörte. Er las mit uns Cäsar und Ovid, und zwar ziemlich viel. Die mir neue lateinische Grammatik von Englmann, in die ich mich nun einleben mußte, machte mir anfangs ziemlich zu schaffen. Sie bot viele den besten Klassikern entnommene Mustersätze, die zum Teil auswendig gelernt wurden. Eine Mühe, die sich schließlich doch lohnte, weil sie ein Gefühl der Sicherheit gab, daß man wirkliches Latein zur Verfügung habe, wenn man davon in schriftlichen Arbeiten Gebrauch mache. Im Deutschen wurde „Kehrein“ gebraucht, ein Werk, viel unbedeutender als „Viehoff“, aber immerhin nicht ohne Reiz. Für Weltgeschichte war „W. Pütz“ das herrschende Lehrbuch, ziemlich farblos und nicht eben begeisternd, aber die Hauptbegebenheiten überall festnagelnd. Ein geschickter Lehrer konnte das Buch wohl als Leitfaden verwenden.

In allen Fächern gab es viele schriftliche und mündliche

Prüfungen, und Nagler zensierte auch jede mündliche Leistung sofort, so daß der Schüler immer wissen konnte, wie weit sie von der reinen I, 0 entfernt war. Da hieß es: I, 5 oder II, 4 oder III, 7, so daß bis IV, welches die unterste Note war, eigentlich vierzig Abstufungen waren. Dabei galt für die Schlußzensur „das Mündliche" ganz genau so viel wie „das Schriftliche"; es wurde einfach das arithmetische Mittel genommen. Dies änderte sich indessen. Anstatt vierzig sollten nur zehn Abstufungen gebraucht werden: I, I⅓, I⅔, II usw.; auch verordnete das Ministerium, daß die Jahreszensur vornehmlich nach den schriftlichen Leistungen (Skriptionen, wie wir sie nannten) bemessen werden sollte. Beides mit gutem Fug. Bei vierzig Abstufungen gegenüber einer vielleicht zwei bis drei oder vier Minuten dauernden mündlichen Prüfung mußte der Zensor fast notwendig Kümmelspalterei treiben. Und gar mancher Schüler, der bei schriftlichen Arbeiten in der Klasse, wo er sich besinnen konnte, seinen Mann stellte, war „im Mündlichen", plötzlich aufgerufen, befangen, erschrocken und leicht verwirrt in Erwartung der sogleich in Aussicht stehenden Zensur; er leistete dann weniger als sonst. Der Hauptschaden dieser Einrichtung aber war, daß dabei die schöne natürliche Naivität des Schulverkehrs zwischen Lehrer und Schüler verloren ging. Nun, der P. Nagler hatte dies System nicht gemacht, er fand es vor; ihn schien es freilich weniger als andere Lehrer zu beengen, und er suchte es so gerecht als möglich zu handhaben. Das aber war dabei unumstößliches Gesetz: wer betrügerische Hilfsmittel gebrauchte, erhielt (außer dem nötigen Vermerk beim „Betragen" im Jahreszeugnis) für die betreffende Arbeit die unterste Zensur (IV). Und P. Naglers sehr wachsames Auge entdeckte die „Spickzettel", mochten sie sich unter der Bank, unter dem Löschblatt, im Stiefelschaft oder sonstwo verbergen. — Es war bei diesem System dem Klaßlehrer freilich die Gesamtleistung des einzelnen Schülers immer ziemlich gegenwärtig, so daß er an jedem Tag des Schuljahrs, wenn etwa der Vater oder der Rektor danach fragte, genauen Bericht geben konnte. Aber dieser „Nutzen" wurde weit aufgewogen durch die Schäden und Nachteile dieses den Jesuitenschulen einigermaßen nachgebildeten Verfahrens, in dem wahr-

lich nicht viel Erziehliches lag, das aber auch im freien Amerika, und zwar nicht nur in seinen Jesuitenschulen, viel verwendet und gepriesen wird.

In diesem Schuljahr fing ich auch an, mich mit der Stenographie zu beschäftigen. Auch darin war P. Nagler mein erster Lehrer. Man konnte diesen Unterricht genießen; obligatorisch war er nicht. In zwei wöchentlichen Lektionen eines Schuljahrs suchte Nagler die Teilnehmer dahin zu bringen, daß sie 60 Worte in der Minute so schön und lesbar nach dem Gabelsbergerschen System niederschrieben, daß die scripta unter den Schülern ausgewechselt und die Stenogramme von irgendeinem Schüler rasch und leicht gelesen werden konnten. — Nur wenn man dies erreicht hatte, kam man in den Oberkursus, in welchem Klangkürzung, Satzkürzung und Debattenschrift geübt wurde, bis man es auf 180 Worte in der Minute brachte. Der Leiter dieses Kursus war P. Hieronymus Gratzmüller, der vorzüglichste unmittelbare Schüler Gabelsbergers. Sein „Kurzgefaßtes Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie", einst preisgekrönt, mag heute vielleicht überholt sein; aber er selbst hatte eine so staunenswerte Fertigkeit, Sicherheit und zugleich Schönheit stenographischer Niederschrift, daß er 180 bis 200 Worte in der Minute aus einer Kammerrede las und zugleich mit (freilich auserlesen guter) Kreide an die Wandtafel schrieb, während wir genug zu tun hatten, dem Diktat zu folgen, obschon er uns das beste Schreibmaterial verschafft hatte, nämlich mit Öl waschbares, ganz glattes Pergament und dazu englische Stifte. Von ihm im Anstaltskatalog als gute Stenographen erwähnt zu werden, rechneten wir uns zur hohen Ehre. Er war 35 Jahre lang Direktor des Instituts für höhere Bildung und las am Lyzeum späterhin über Anthropologie.*)

Daß mir St. Stephan diese treffliche Gelegenheit bot, Stenographie gut zu lernen, dafür bin ich der Anstalt noch

*) Als ich später in Addison einer Anzahl Seminaristen Stenographiestunde gab, verschaffte er mir, da ich wohl treffliche Stifte, aber nicht die rechte Sorte Pergament in Chicago auftreiben konnte, wenigstens einige Blätter desselben.

heute dankbar. Denn diese Kunst hat mir schon auf dem Gymnasium viel genützt, noch viel mehr auf der Universität für die Niederschrift der Vorlesungen und später für die fremder und eigener Predigten. Ich habe diese Kunst auch nicht einrosten lassen, wie leider manches andere, sondern habe für sie noch heute fast täglich Verwendung. Ich halte die Befürchtung mancher Schulmänner, die Stenographie hindere oder gefährde doch die Orthographie, sei daher auf Gymnasien und Seminaren lieber nicht zu treiben, für eitel und nichtig. Es ist ja richtig, man schreibt als Stenograph, was man hört, und nicht so, wie das Wort gedruckt wird. Nicht das gedruckte Wortbild, sondern nur sein gehörter Klang steht dem Stenographen vor der Seele. Hört er „Herakles", so denkt er nicht daran, wie dies Wort im deutschen oder griechischen Druck aussieht. Und in der Kurrentschrift wiederum denkt, wer stenographieren kann oder stenographieren lernt, wahrlich, wenn er das Wort „Phantasie" zu schreiben hat, nicht daran, daß er es „fantasi" stenographieren würde. Das stenographische Zeichen für das Wort steht ihm *nicht* vor der Seele. Aber an eine Schultafel zu *schreiben*: „Fantasie, infalid", etwa zu dem Zweck, daß die Schüler das heute nachmittag oder morgen früh erst korrigieren sollen, das ist allerdings ein ohne Vergleich riskanteres Wagnis. Ein so verkehrtes Wortbild kann sich in einigen Stunden dem Auge fester einprägen als das nachher vielleicht schnell wieder ausgelöschte und weggewischte korrigierte Wortbild.

Der P. Nagler war auch *Schülerbibliothekar*. Ein für wenige Groschen käuflicher Katalog gab Auskunft, was in dieser Bibliothek zu finden sei. Man schrieb Katalognummer und Titel des gewünschten Buchs auf einen Zettel, unterzeichnete und warf ihn in eine Art Briefkasten. Dann konnte man Samstags um 11 Uhr das Gewünschte bei P. Nagler abholen. Ob er oft Ursache hatte, ein Buch nicht zu verabfolgen, kann ich nicht sagen. Regel war, daß man erhielt, was man wollte; alle acht Tage ein Buch, mehr nicht. Sonst in der Stadt vorhandene Leihbibliotheken sollten nicht von den Schülern benutzt werden. Die Bibliothek enthielt ja viele gute Bücher, indessen auch sehr viel Minderwertiges und auch nicht

wenig eigentlichen Schund. Zur letzteren Kategorie rechne ich unbedenklich die vielgelesenen, katholisch-fromm sein sollenden, psychologisch ganz unmöglichen Dorfgeschichten von Schöpf, den Schwall der Bollandenschen Tendenzromane und die Romanfudeleien der eitlen, zum Romanismus übergeschnappten Gräfin Ida Hahn-Hahn mit ihrem „immens weiten" Herzen, die aus einer Hand in die andere gingen. Da war es denn gut, daß mein Vater, der zwar keine große Bibliothek, aber als fleißiger Benutzer der recht gut ausgestatteten Augsburger Lehrerbibliothek eine recht namhafte Bücherkunde und dabei gutes Urteil hatte, selbst öfters bestimmte, was aus der Schülerbibliothek etwa zu begehren wäre. Durch ihn bin ich, wie mit manch anderm guten Buch, so insonderheit mit den auch von ihm selbst gerne und wiederholt gelesenen Werken von Albert Bitzius oder Jeremias Gotthelf genau bekannt geworden; und die Schriften dieses reformierten Pfarrers, der die Schweizer Volksseele und das Schweizer Volksleben so von Grund aus kannte und beobachtete und so volkstümlich beschrieb, sind mir bis auf den heutigen Tag teuer geblieben. Ich möchte diesen Schriftsteller allen, die diese Blätter lesen, recht warm und herzlich empfehlen. Ich nenne (aus den 24 Bänden seiner gesammelten Werke) vornehmlich folgende: „Uli der Knecht", „Uli der Pächter", „Schulmeisters Leiden und Freuden", „Geld und Geist", „Käthi, die Großmutter". — Für mich war in dieser Beziehung die väterliche Beratung und auch Zügelung um so angebrachter, als ich starke Neigung hatte, mich mit aller möglichen passenden und unpassenden Lektüre vollzustopfen. Dazu bot mir der Augsburger Trödelmarkt auf dem „Oberen Graben", über den mich mein Schulweg täglich führte, und auf dem immer auch alte Bücher, oft billig, zu haben waren, starke Versuchung. Hätte ich heute eine Gymnasialschülerbibliothek einzurichten, so würde ich, was den belletristischen Teil anlangt, mich mit dem dritten oder vierten oder sechsten Teil der Bände begnügen; aber nur Gutes anschaffen, und das Beste lieber in duplo oder in triplo. Eine belletristische Bibliothek ohne Mentor wird eher ein zweischneidiges Schwert als eine Gelegenheit zu wahrer Charakterbildung für viele Jünglinge werden.

Waren die Lehrstunden vorüber und es ging gegen den Abend, dann sah man den P. Nagler in unzertrennlicher Gemeinschaft mit P. Luitpold Brunner, dem Religionslehrer der Gymnasialklassen, seinen Spaziergang um die Tore der Stadt Augsburg machen. Seine Lebensweise war nicht nur geregelt — das ist sie ja bei allen Klosterinsassen in großem Maß —, sondern sie war geradezu regelmäßig wie der Gang einer Seeuhr. Bis zum vorletzten Tag seines Lebens hielt er energisch in seinem Berufe aus und ließ sich durch Krankheit daran nicht hindern.

8. Meine Konfirmation durch Dekan A. Bomhard.

In dieses erste bei St. Stephan zugebrachte Jahr fällt nun auch meine Konfirmation am Palmsonntag 1865 in der Pfarrkirche zu St. Jakob.

Von den beiden Pfarrern an derselben war es der Dekan und Kirchenrat A. Bomhard, zu dessen Beichtkindern wir uns rechneten, und zu dem ich daher auch in den Konfirmandenunterricht geschickt wurde. Obschon nämlich Parochialgrenzen in den protestantischen Gemeinden Augsburgs im allgemeinen nicht strikt innegehalten wurden und man namentlich, was die sonntäglichen Predigten anlangt, nicht dahin ging, wohin man „gehörte", sondern in die Kirche, wo man den besten Prediger zu hören erwartete, wenn es auch „nur ein Vikar" gewesen wäre, so war es doch, da (mit Ausnahme der Gemeinde Zum Heiligen Kreuz) jedes Kirchspiel zwei Pfarrer hatte, herkömmlich, daß man sich ganz bestimmt an einen der beiden hielt, sowie es sich um Zuweisung zum Konfirmandenunterricht, um etwaige Hauskommunion und Sterbefälle handelte. In den Beichtgottesdiensten, die meist von den Predigern abwechselnd gehalten wurden, merkte man von der getrennten Seelsorgerschaft nichts. Man meldete sich überhaupt nicht beim Pastor selbst an, sondern der Mesner (= Küster) Hottenstein empfing am Samstag unmittelbar vor dem Beichtgottesdienst von jedem, der zum heiligen Abendmahl gehen wollte, einen Zettel mit seinem Namen, legte diese in sein Gesangbuchsfutteral und gab sie nachher an den Pfarrer ab. So war denn wohl eine Statistik über die Zahl der Kommunikanten möglich, aber kaum so

viel Raum gegeben, daß der Pfarrer, wenn er es für angebracht gehalten, mit einem derselben vor Sonntag noch hätte Rücksprache nehmen können.

Kirchenrat Bomhard, schon seit vielen Jahren an dieser Gemeinde, hatte die weitaus größere Zahl der Konfirmanden.

Dekan Dr. A. Bomhard.

Er hatte einen zweijährigen Kursus; er nannte die Unterklasse Präparanden, erst die obere Konfirmanden. Letztere hatten dreimal wöchentlich Unterricht von 11 bis 12½ Uhr. Wer die Lateinschule besuchte, kam gleich in den Konfirmandenkurs. Ohne alle Schwierigkeit wurde mir erlaubt, schon ein Viertel vor 11 Uhr aus irgendeiner Lehrstunde zu verschwinden, um rechtzeitig dem Konfirmandenunterricht beiwohnen zu können. Der Unterricht war in der geräumigen Sakristei. In

derselben fesselte meinen Blick oft ein Bild, das Luther darstellte und zugleich, wenn man genau zusah, sich als eine mit ganz kleinen Lettern gedruckte Lutherbiographie auswies. Ich habe es nachher nicht wieder zu Gesicht bekommen. In diesen Stunden traf ich nun auch mit früheren Klassengenossen von St. Anna zusammen, mit zwei Pastorensöhnen Dietlen und einem anderen, Johannes Rutz. Unsere Gesamtzahl war etwa 50. Auch drei bereits konfirmierte Mädchen waren da, die Bomhards Unterricht zum zweitenmal durchmachen sollten: Marie v. Linden, Laura Puchta und Bomhards eigene jüngste Tochter Klementine. Außer gewöhnlichen, schlichten Bänken gehörten zum Mobiliar der Sakristei sechs mit grünem Tuch bezogene Lehnstühle. Auf denen saßen der Kirchenrat, die drei genannten Mädchen und zwei der Lateinschüler. Gleich nachdem mit dem Gesang eines Liederverses und mit freiem Gebet eröffnet war, mußten die aufgegebenen Lieder- und Psalmverse rezitiert werden, nicht im Chor, sondern von den einzelnen. Bomhard hielt darauf, daß man seine treffliche Auswahl religiösen Memorierstoffs sich fest aneignete. Dann begann „der Unterricht", dem Böckhs Auslegung von Luthers Kleinem Katechismus zugrunde lag. Bomhard blieb nicht bis Weihnachten im „Gesetz" stecken, sondern legte den Hauptnachdruck, wie billig, auf den zweiten und dritten Glaubensartikel; indessen blieb ihm für die Lehre von den Sakramenten doch auch zu wenig Zeit übrig. Obwohl er für seine Person den lutherischen, biblischen Lehrbegriff festhielt, trat doch deutlich zutage, daß er auch die Reformierten für Glaubensbrüder und ihre Lehre nicht für seelengefährdend hielt. Daher habe ich auch nicht bei Bomhard, sondern erst Jahre später aus Luthers Großem Katechismus und aus Stephan Prätorius gelernt, was es eigentlich um die heilige Taufe sei. Gleichwohl fand sich in Augsburg sicherlich kein Pfarrer, der einen besseren Konfirmandenunterricht erteilt hätte als er.

Es wurde gerade damals, nachdem für uns der Unterricht begonnen, Bomhards goldenes Amtsjubiläum gefeiert. Er wurde dabei honoris causa zum Doktor der Theologie ernannt von der Erlanger Fakultät. Wir Konfirmanden stifteten ihm

eine schwarze Pelzdecke; auf ihr sollten seine Füße stehen, wenn er im kalten Winter auf der Kanzel stand. Als er sich bei uns dafür bedankte, verband er damit eine erfreuliche Mitteilung für einen recht schwachsinnigen Knaben, der nun schon im fünften Jahr am Konfirmandenunterricht teilnahm: „H., dich will ich diesmal auch konfirmieren, sonst feierst du hier auch noch dein Jubiläum." Zwei Jahre vorher war es geschehen, daß ein ebenso fauler als unnützer Junge durch Bomhard von der Konfirmation zurückgewiesen worden war. Der hatte das seinen Eltern nicht gesagt, sondern sie auf dem Glauben gelassen, er werde mit konfirmiert; am Palmsonntag hatte er sich im Konfirmationsstaat unter die andern gemengt und hatte nicht ohne Mühe durch den Mesner aus der Konfirmandenschar hinwegkomplimentiert werden können.

Ein öffentliches eigentliches Examen vor der Gemeinde ging der Konfirmation nicht voraus, nur am Palmsonntag selbst das feierliche Bekenntnis des Apostolischen Symbolums. Wohl aber eine Konfirmationsrede, stets ergreifend und immer ausmündend (und mit den Worten zugleich die Gebärde verbindend) in Eph. 3, 14 ff.: „Derhalben beuge ich meine Knie gegen den Vater . . . von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." Zu zweit trat man dann vor den Altar, und Bomhard hatte die Gewohnheit, dem Konfirmationsspruch noch eine kurze Auslegung und Anwendung nebst Liedervers beizufügen und dann erst zu schließen unter Handauflegung mit den Worten: „Der HErr bestätige und bewahre das gute Werk, das er in euch angefangen hat, durch JEsum Christum! Amen." Wenn dreißig bis vierzig Konfirmandenpaare vorhanden waren (mit Einschluß der Konfirmanden des zweiten Pfarrers, der nach Bomhard amtierte), verlängerte dies die Handlung bedeutend. Johannes Rutz trat mit mir zusammen vor den Altar; und unsere Mitgabe war folgende:

„Karl Christian Johannes Rutz,
„Eugen Adolf Wilhelm Krauß.

„‚Und ich halte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein JEsum Christum, den Gekreuzigten' (1 Kor. 2, 2), schreibt Paulus an seine Gemeinde zu Korinth.

In weltlichen Wissenschaften und Künsten, will er damit sagen, bin ich keineswegs ein Meister und Lehrer; darin können viele unter euch weit gelehrter sein. Aber einer Kenntnis rühme ich mich und kann darinnen andere gründlich unterweisen, einer Wissenschaft, die unendlich besser ist als alle Weisheit dieser Welt. Ich kenne JEsum Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, den Erlöser und Heiland der Welt. Wissenschaften, nützliche Kenntnisse und Künste sind gut und schön, sollen mit allem Fleiß getrieben werden von denen, die dazu berufen sind. Aber notwendig und unentbehrlich zum weise und getrost Leben und selig Sterben ist nur die Erkenntnis des für uns Gekreuzigten und die Erfahrung der Kraft Gottes, die von seinem Kreuz in das Herze sich ergießt.

„Möget ihr darin wachsen und immer völliger werden, immer entschiedener sprechen:

„‚Es sei aber ferne von mir rühmen denn allein von dem Kreuze unsers HErrn JEsu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt.‘ (Gal. 6.)

„Laß dir Christi Majestät
Immerdar vor Augen schweben;
Laß mit brünstigem Gebet
Sich dein Herz zu Gott erheben!
Suche JEsum und sein Licht;
Alles andre hilft dir nicht.

„Seid gesegnet usw.

„Augsburg, 9. April 1865.

„D. Bomhard.“

Habe Dank, du alter Zeuge Christi, für diese köstliche Mitgabe! Und du, HErr JEsu, sprich dazu dein göttliches Fiat, wenn ich dieses von mir oft bedachte, aber leider auch so oft von mir vergessene Wort deines hohen Apostels heute in meinen alten Tagen von neuem zu meinem Wahlspruch nehme!

Nach der Konfirmation begrüßte mich auch mein alter Lehrer Gürsching mit herzlichem Segenswunsch. Und Rutz zeigte mir auch seinen Paten, den Erlanger Professor Joh. K. v. Hofmann, der der Konfirmation in einem der Chorstühle

beigewohnt hatte und in einem seiner später gedruckten Briefe der erwecklichen Feier gedenkt, die er damals miterlebte.*)

Nur wenige Jahre nach meiner Konfirmation ist Bomhard heimgegangen; und die Augsburger Protestanten haben den Verlust gefühlt. Zwar sehe ich auf der zu Bomhards Jubelfeier erschienenen Photographie der protestantischen Pfarrer Augsburgs manchen Mann, der als „gläubiger" Prediger galt und gelten konnte — ich nenne nur Trenkle, Freyer und die Stadtvikare Burger und Leonhard Stählin —; aber der erfahrenste und wirklich geistgesalbteste von allen war ohne Zweifel Bomhard. Von den andern, hier nicht genannten Pfarrern kamen die älteren nur schwer von ihrem rationalistischen Geleise herunter; die minder alten waren — nun sagen wir — Supranaturalisten, predigten dabei aber so, daß sie weder Tote lebendig noch Schlafende wach machten, also daß, wer sie predigen hörte, keinen impetus spürte, sie wiederholt zu hören. Ihre Kirchen waren daher auch vergleichsweise leer,

*) Hofmann schrieb von München aus am Karfreitag 1865 an seinen Freund Heinr. Schmid in Erlangen: „Vorigen Sonntag habe ich in Augsburg, wo ich zur Konfirmation meines Neffen und Paten mit dessen Vater, meinem [Halb-]Bruder [Rutz] mich zusammenfand, einer ungemein schönen und eindrucksvollen Konfirmationshandlung des alten Kirchenrats beigewohnt, welcher sämtliche Kollegen mich grüßen hieß." (Joh. Chr. K. v. Hofmann, Briefe. Lpzg. 1910. 8°.) — Johannes Rutz ist später Direktor des Schullehrerseminars in Altdorf geworden wie ich der des Seminars in Addison, Ill. Gern hätte ich, als ich im Sommer 1894 mit meiner Frau eine Besuchsreise nach Deutschland machte und dabei mit meinem Bruder nach Altdorf kam, ihn wiedergesehen und gesprochen; aber er war verreist. So sah ich nur seine Gattin und eine Tochter, die soeben nach wohlbestandenem Examen für Lehrerinnen an höheren Schulen von München zurückgekehrt war, eine stattliche Minerva mit glückstrahlendem Augen. So wurde mir auch nur Gelegenheit, anstatt des Direktors einen Teil der Anstalt zu sehen, die einst einer Universität zur Herberge gedient hatte. Die Kirche, in die mich damals der Dekan führte, war ein wunderliches Bau- und Machwerk. Auf der Empore unter einer Art Thronhimmel ein Sessel, einst für den Rector Magnificus bestimmt, jetzt der Ehrensitz meines Genossen Rutz; unten in der Kirche ein Gegitter, fast möchte ich sagen, ein Käfig am andern für allerlei geistliche und weltliche, männliche und weibliche Honoratioren der Stadt. Die Umgebung der Stadt ist nicht ohne Reiz für einen Sitz der Musen.

während die Protestanten Augsburgs sonst als gute Kirchenbesucher galten.

Bomhard eröffnete jeden Predigtgottesdienst mit einem längeren freien Gebet. In diesen Gebeten findet man noch zuweilen sprachliche Anklänge an den sachlich von ihm längst energisch abgeschüttelten Rationalismus. Bomhard predigte lange, oft sehr lange, hatte nicht selten fünf bis sieben Predigtteile, war aber selten so grausam, das vorher anzukündigen; er hing und klebte sie eben aneinander, ähnlich wie Klaus Harms, bis er gesagt hatte, was er wollte. Unter den von ihm am häufigsten zitierten Zeugen der lutherischen Kirche nahm „der erleuchtete, gottselige Scriver" die erste Stelle ein; kein Prediger des vorigen Jahrhunderts wird Scrivers „Seelenschatz" fleißiger benutzt und seiner Gemeinde mehr empfohlen haben. Unvergeßlich ist mir eine Silvesterpredigt, in der er Gottes unaussprechliche Langmut und Geduld darstellte an dem Gespräch Abrahams vor Sodom, in dem sich Gott von fünfzig auf zehn Gerechte herunterhandeln läßt: „Ich will ihnen nichts tun um der zehn willen." Dieser Predigt folgte am Neujahrstag die mir gleich unvergeßliche des Stadtvikars L. Kettner mit den Hauptgedanken: Gott sucht Frucht an jedem Baum, den er gepflanzt hat; er hat auch das größte Recht dazu; aber den beharrlich unfruchtbaren Baum haut er ab. — Wie die Sonntagspredigten, so waren auch die Beichtreden Bomhards wohl zweimal so lang, als wir sie hier gewohnt sind; aber dabei nicht breit, vielmehr tief und gehaltvoll.

In unsere Familie kam Bomhard nur, wenn er der lieben Mutter das heilige Abendmahl reichte; doch kam er auch mehrfach sonst in das Bissingersche Haus. Das warfen ihm überhaupt die Augsburger vor, daß er zu wenig Hausbesuche mache, solche auch nicht gemacht habe in der Cholerazeit, wo sie oft hochwillkommen gewesen wären. Die Cholerazeit lag schon Dezennien zurück, ehe wir nach Augsburg kamen, und ich weiß nicht, ob nicht durch die Einführung der Stadtvikariate damals für den Besuch der Erkrankten doch zur Not gesorgt war. Im übrigen aber war die Pfarrei viel zu groß, als daß für bloße Freundschafts- und Gesellschaftsbesuche Raum übrig gewesen wäre. Wie viele Ehestreitigkeiten hat er zu schlichten

gesucht, wie viele Versöhnungsversuche sonst angestellt und ist dabei zuweilen mit so herzerfrischender Deutlichkeit und Derbheit dreingefahren wie in seinen jungen Jahren gegen den Rationalismus. Sonst, ohne handgreifliche Ursache, kam es bei ihm nicht zu Hausbesuchen. Eine solche aber lag im Bissingerschen Hause vor; und um der Seltsamkeit des Falles willen darf ich davon wohl reden.

Der Lehrer Raimund Bissinger hatte außer seiner Frau auch seine Schwägerin bei sich wohnen, Lisette Haller, eine damals vielleicht vierzigjährige Jungfrau. Die hatte schon seit zwanzig Jahren periodisch an Krämpfen gelitten und nach Verlauf eines solchen Anfalles oder Ansturmes öfters die Sprache ganz verloren. Wenn der Anfall kam, fing sie an, sich die Haare aufzulösen, ihre Züge erstarrten vor Furcht und Schrecken; plötzlich begann sie mit außerordentlicher Geläufigkeit in einer Sprache, die niemand verstand, zu reden. Dann wieder änderten sich ihre Gesichtszüge, als rede sie mit einem Engel, „ihrem Führer"; ihr sonst ausdrucksloses Gesicht wurde dann fast schön und anmutig. Sie redete alsdann auch wohl von ihrer Zukunft und beantwortete an sie gestellte Fragen. Bei einer solchen Tour, als sie ihre verlorne Sprache wieder bekommen hatte, fragte man sie, ob sie nun wieder werde reden können. „Ja, bis zum 17. des Monats." Am 17. bekam sie wieder Krämpfe und verlor hernach sofort die Sprache. Einmal verlor sie dieselbe, ich weiß nicht mehr, ob elf oder dreizehn Jahre lang und war da völlig stumm. Sie hatte angegeben, daß sie am 1. November die Sprache wieder bekommen würde; man hatte aber vergessen, nach dem Jahr zu fragen. Richtig bekam sie an einem 1. November — aber so viel Jahre hernach — die Sprache wieder. Als wir in das Bissingersche Haus einmieteten, war der Status dieser: Jeden 17. verlor sie abends nach den Krämpfen (mit all den angegebenen Begleiterscheinungen) die Sprache, sowie es auf der Perlachturmuhr 7 schlug; und, es mochte nun der Monat 28, 29, 30 oder 31 Tage haben, an jedem ersten Monatstag beim selben Glockenschlag bekam sie sie wieder. So ging es noch Jahre und Jahre nach meiner Konfirmation, bis man sie — ich war damals als Student in den Ferien daheim — eines

Morgens tot im Bett fand, einen Fuß herausgestreckt, als habe sie aufstehen wollen. — In der kleineren, für sie sprachlosen Monatshälfte, in der sie absolut trotz sichtlicher Anstrengung nur lallen konnte: de-de-de-de, kam sie oft mit ihrer Schreibtafel zu meiner Mutter herauf und schrieb auf, was sie nicht sagen konnte; die Mutter schob dann ihre Augenbinde in die Höhe, las und gab mündlich Bescheid und Antwort. — Lisette Haller hat mir in meinen jüngeren Knabenjahren mit einem gewissen freudigen Stolz eine als Erbstück in der Familie aufbewahrte Bibel gezeigt — es war die erste Weimarbibel, die ich sah —, und sie ließ mich auch gerne in einem mächtigen Folianten die schönen Kupfer der Augsburger Friedensfeste beschauen, wobei ihr und auch mir und meiner Mutter besonders eine Darstellung der seligen Ewigkeit gefiel: die Seligen, alt und jung, mit Palmen in den Händen, drehen sich im Reigen um den HErrn, im Hintergrund eine Korona von Engeln und Erzengeln. Sie und ihre Schwester hatten mir zur Konfirmation ein Kommunionbüchlein mit schöner Widmung geschenkt, in das ich noch zuweilen hineinschaue; ihr Schwager schenkte mir eine goldene Busennadel mit Granaten, von der ich nicht mehr weiß, wo sie geblieben ist.

Lisette Haller hatte auf dem Kopf ein Gewächs von der Größe eines kleinen Hühnereies, das ihr aber weiter keine Schmerzen machte. Sie ging gern zur Kirche. Sie verfertigte, reparierte und wusch für die protestantischen Pfarrer Augsburgs die Halskrausen, welche diese anstatt der Beffchen tragen. Von Geiz, dessen etliche sie beschuldigten, habe ich nie eine Spur an ihr wahrgenommen. Die Ärzte waren vollständig ratlos.

Bomhard, um sein Urteil befragt, hielt dämonische Einflüsse für vorhanden, wollte aber nach Luk. 13, 11 nur sagen: „Sie hat einen Geist der Krankheit.“ Und ob jemand etwas sagen kann, das bessere Aufklärung gibt? Ich zweifle.

9. In der Klasse des P. Pius Reinlein.

Im Herbst 1865 trat ich in die erste Gymnasialklasse ein (Untersekunda), mein Bruder Ludwig in die dritte (Unterprima). Während er aber in dem P. Chrysostomus Lößl eine

der besten Kräfte, die St. Stephan hatte, bekam, erhielt ich in dem P. Pius Reinlein eine der geringsten. Das hübsche „Gedenkbuch für die Studiengenossen in Augsburg", das 1892 gelegentlich des Studiengenossenfestes von dem Rechtsrat A. Werner erschien, urteilt über ihn S. 19: „Pius Reinlein wurde in allem von einem guten Willen geleitet. Die Überzeugung hiervon wurde bei seinen Schülern nie erschüttert, wenn auch sein pädagogisches Ansehen während des Unterrichts bisweilen ins Wanken geriet. . . . Vom Jahr 1876 an kam er nur mehr als Fachlehrer für verschiedene Gegenstände in Verwendung." Das ist ganz wahr, aber doch noch recht euphemistisch ausgedrückt. Ich selber habe von dem Manne nur Freundlichkeit und Güte erfahren, und nicht wenig davon; aber die schuldige Dankbarkeit dafür kann mich unmöglich verpflichten zu leugnen, daß irgendwelche nennenswerte Förderung der Schüler nicht P. Reinleins Sache war. Er hätte nie am Gymnasium selbst verwendet werden sollen; für eine untere Lateinklasse möchte er wohl genügt haben. Er war einfach in allem und jedem, in den Sprachen und in der Weltgeschichte, unsicher und so weit von der Beherrschung des Stoffes entfernt, mit dem er zu tun hatte, daß er verloren war, wenn er sich nicht auf die einzelnen Lehrstunden so vorbereitet hatte wie ein Schüler, dem der Stoff noch ganz neu und fremd war. Es sollte scherzhaft klingen, wenn er etwa bei Beginn einer Lehrstunde sagte: „I hab' mi' vorbereit't; i kann mei' Sach'"; aber wir glaubten's ihm, daß er es nötig gehabt hatte. Wenn wir Homers Odyssee bei ihm lasen oder Ciceros Schrift De senectute — nebenbei bemerkt nicht der passendste Gegenstand für Bursche in den Flegeljahren —, oder wenn er Weltgeschichte dozierte, dann war alles „berühmt"; nicht nur Homer und Odysseus und Cicero, sondern berühmt war auch Polyphem, berühmt die Sirenen und Madame Kalypso, berühmt Psammetich, berühmt der Nil und berühmt die Krokodile darin. Wir haben's ihm manchesmal nachgezählt, daß er in einer einzigen Lehrstunde das Wort „berühmt" mehr als fünfzigmal gebraucht hatte. — Am schlimmsten war es, wenn er eine lateinische oder griechische Skription — welches Wort er nie ordentlich aussprechen konnte — korrigiert zurückgab. Da standen ihm vor Schluß

der Lehrstunde einige bedenkliche und schwere Minuten bevor. Sein Katheder wurde umlagert. „Herr Professor, Sie haben das angestrichen; das ist aber kein Fehler.“ „Herr Professor, ich kann nicht einsehen, was da wieder falsch sein soll.“ Dann sprach er wohl halb ängstlich, halb unmutig: „Nu, nu, ich werd' mir's nochmal überlegen“ und stellte die Beschwerdeführer damit vorläufig zufrieden. Die wurden natürlich desto kühner, je mehr er nachgab. So hat er zmal angestrichene Fehler „wieder gut sein lassen“, und mancher Schüler hat sich durch unverschämtes Geilen eine bessere Zensur erschwindelt, als ihm ursprünglich gegeben war.

Pater Reinlein war von sehr kleiner Statur. Wenn er am Maifest mit seinen Schülern spazieren ging; überragten ihn wohl alle. Er fühlte sich aber glücklich unter uns und wir uns behaglich in seiner Gesellschaft. Mit Vergnügen sang er mit: „Was kommt dort von der Höh'?“ und andere studentische schöne Wallfahrtslieder. Als am Jahresschluß die Zeugnisse geschrieben werden mußten, diktierte er sie mir in die Feder; denn schreiben war ihm eine unlustige Sache; und er bestand darauf, daß an diesem Tage ich seinen Krug Bier austrinken müsse, was mir — es war ein heißer Julitag — wohl gefallen konnte; denn das Bier, das man im Kloster trank, stammte aus keinem schlechten Bräustübl. Wohlunterrichtete Kommilitonen munkelten, daß man nur im „Schwarzen Roß“ in der Bäckergasse diese Sorte finden könne.

Es ist bekanntlich eine unter den Pädagogen viel erörterte Frage, ob für Gymnasien das Klaß- oder das Fachlehrersystem vorzuziehen sei. Daß ein durchgeführtes Fachlehrersystem sich für Sextaner, Quintaner und Quartaner nicht eigne, ist mir ganz gewiß. Wenn an einem Sextaner, der eben das Vaterhaus verlassen und vielleicht noch starkes Heimweh danach hat, fünf bis sechs Professoren zugleich herumlehren und herumerziehen, ist ihm das nicht zuträglich und hindert ihn, heimisch zu werden. Aber auch wenn nach ein bis zwei Jahren das Heimweh verschwunden und der Schüler nun nur darauf bedacht ist, alle seine Lehrer zufriedenzustellen, wobei ihm aber nur noch gar zu oft das Verständnis dafür fehlt, welches die wichtigsten Fächer seien, wird er sich dabei übler befinden, als

wenn er einen Klaßlehrer hätte. Denn ein solcher, der nicht in verschiedenen Klassen 200 bis 300 Schüler, sondern nur in einer einzigen ihrer vielleicht 40 unterrichtet, hat über diese 40, ceteris paribus, ein besseres und richtigeres Urteil als das von fünf bis sechs Kollegen zusammengetragene. Insonderheit aber wird der Klaßlehrer bei Zumessung der Aufgaben für den häuslichen Fleiß besser bemessen können, quid valeant humeri, quid ferre recusent.*) Für die höheren, die eigentlichen Gymnasialklassen, fallen diese Bedenken weniger schwer ins Gewicht. Bei uns hatte auch auf dem Gymnasium der Klaßlehrer der Regel nach die Mehrzahl der Stunden: Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte lagen in seinen Händen, vielleicht vierzehn bis sechzehn Stunden wöchentlich, während zusammen sechs Stunden auf Religion, Mathematik und Französisch fielen, durch drei Fachlehrer erteilt. Aber wo, wie bei uns in dem Jahre bei P. Reinlein, die Fähigkeit des Klaßlehrers gar zu sehr hinter billigen Erwartungen zurückbleibt, da können die Leistungen der Nebenlehrer doch nicht verhindern, daß nicht die Klasse in toto sinke und herunterkomme, und nur ein sehr tüchtiger nachfolgender Klaßlehrer kann sie wieder heben. Einen solchen bekamen wir glücklicherweise, nachdem wir die zahllosen „berühmten" Subjekte und Objekte der ersten Gymnasialklasse hinter uns gelassen hatten. Ehe ich aber von ihm rede, möchte ich von einigen Nebenlehrern reden. Für jetzt von denen in der Mathematik.

10. Die Mathematiklehrer der Anstalt.

Als mit uns Algebra und Ebene Geometrie begonnen wurde, war Pater Philipp Kramer, dessen Lehrbücher den Gang dieses Unterrichts bestimmten, noch nicht zur Stelle, sondern hielt sich noch im Kloster zu Ottobeuren auf. Daher ersetzte einstweilen seine Stelle ein Weltpriester namens Faber, eine große, lange Gestalt mit gütigem Gesichtsausdruck. Er rief mich bald heraus an die Tafel, etwas zu explizieren, und fand aus, daß ich schlecht genug Bescheid geben konnte. Da legte er, wie er gerne tat, den rechten Zeigefinger an seinen

*) Das ist, was seine Schultern tragen können, und was zu viel ist.

Mund und sagte dann: „Krauß, du kannst andere Dinge ganz gut lernen; ich wüßte nicht, warum nicht auch das. Mit diesem Fach steht es so, daß man nicht vorankommen kann und immer ein Stümper bleibt, wenn man nicht gleich anfangs ordentlich anzieht. Bei der Mathematik zahlt es sich ganz schlecht, wenn man die Anfänge nicht fest hat. Jetzt ist es noch Zeit; in der nächsten Stunde muß es besser gehen." Dabei schaute er mich so an, daß ich mir vornahm: ich will's tun. Und dabei blieb ich auch, trieb das Fach bald mit großer Vorliebe, übertrieb es zuweilen unter Vernachlässigung anderer Fächer, schaffte mir allmählich andere mathematische und geometrische Werke und Beispielsammlungen an, gab mir Mühe, die darin als „schwieriger" bezeichneten Probleme zu lösen, und fand auch unter den Klassengenossen bald etliche, die sich dafür interessierten.

Als P. Phil. Kramer kam, der einst die durch Wahl auf ihn gefallene Würde eines Abtes abgelehnt hatte und in großem Ansehen stand, da erfuhr ich, was ein streng methodischer Unterrichtsgang in Algebra und Geometrie sei. Keinen Schritt ging er weiter, ehe nicht neun Zehntel der Klasse bei Lösung von Aufgaben das Datum, dann die Thesis, endlich das Beweisverfahren ordentlich verstanden hatten. Er besaß durchaus die nötige Pedanterie und Zähigkeit. Er gab nicht fünf oder sechs Beweise für den Pythagoreischen Lehrsatz, sondern nur einen. Kein Schüler durfte irrlichtelieren hin und her, jeder mußte lernen, „es müßt' so sein; das Erst' wär' so, das Zweite so, und drum das Dritt' und Vierte so; und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär', das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr". Keinem erlaubte er einen Seitensprung, ehe er den geordneten Weg so und so oft abgetreten hatte. Denn „in der Geometrie gibt es keinen Königsweg", wie schon Aristoteles dem König Philipp von Mazedonien sagte, als der für seinen Alexander ein bequemeres und kürzeres Prinzenprivatissimum wünschte.

Da P. Philipp Kramer bald nach Ottobeuren zurückkehrte, woselbst er nach einigen Jahren als Prior gestorben ist, erhielten wir als seinen Nachfolger den P. Klemens Rosa. Auch er war nicht lange unser Lehrer. Er war ein sehr be-

scheidener, geradezu schüchterner Mann. In manchen Stücken das Gegenteil seines Vorgängers, insofern er rasch vorwärts ging und unter den Schülern die geförderteren förderte, während die größere Anzahl in dem Glauben, Mathematik sei nicht jedermanns Ding, ihn ruhig lehren und dozieren ließ. Es war ihm nie zu viel, wenn ich zu ihm auf sein Zimmer kam, mich an seinen zierlichen Nachbildungen der stereometrischen Figuren in Kramers Lehrbuch erfreute und mir über dies und jenes Auskunft erbat. Er hat mich, was Kramer kaum getan hätte, auf allerlei abgekürzte Methoden, das Ziel zu erreichen, aufmerksam gemacht. Er mochte daran denken, daß ich auch einmal Mathematiker werden solle. — Zu Beginn der Ferien 1866 machte P. Rosa in Gemeinschaft eines andern Benediktiners mit mir und einem Mitschüler einmal eine Tagpartie nach dem etwa vier Stunden entfernten Scherneck, einem Schloß des Grafen Fischler-Treuberg. Dort sah ich zum ersten- und letztenmal ein Schachbrett mit 128 Feldern, Doppelschach darauf zu spielen, zwei gegen zwei, mit der Aufgabe, beide feindliche Könige matt zu setzen. — Auf der langen Fußwanderung hin und zurück hat uns Rosa manches aus seinem Leben erzählt. Ich trug es sehr schwer, denn ich hatte sehr an ihm gehangen, als er, erst dreiunddreißig Jahre alt, im Dezember 1866 starb. Er hatte uns eines Nachmittags eben noch deutlich zu machen gesucht, was denn eigentlich ein Logarithmus sei, als er nach Schulschluß heftig erkrankte. Eine Gedärmeverwicklung machte eine Operation nötig. Sie hatte sein Leben nicht retten können.

Nach seinem Tod erhielten wir den Mann, der uns dann drei Jahre lang bis zu unserem Austritt aus der Anstalt verblieb, und der als Lehrer der Mathematik noch gar manche Schülergeneration an sich vorüberziehen sah, den Priester Gebhard Röllinger aus Hammelburg in Unterfranken. Er hatte nur ein Jahr „in der Seelsorge gedient" und dann die mathematische Lehramtsprüfung bestanden. Er ist nie in den Benediktinerorden eingetreten, trug daher auch nicht wie die andern Professoren das Ordensgewand, lebte aber im Kloster bis an sein Ende. Er war noch bedeutend größer als der obenerwähnte Priester Faber. Als er kam, hörten wir, hatte das Kloster keine Bettstelle, die seinen Körper beherbergen

konnte, weshalb ein handwerkskundiger Frater des Ordens*) eigens eine solche für ihn habe herstellen müssen. Wenn er am Fronleichnamstag mit der Prozession mitmarschierte, kam es wohl vor, daß er, um seine Größe etwas zu reduzieren, die sonst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, nicht wie die andern Kleriker auf dem um einige Zoll höheren Bretterweg, sondern dicht daneben ganz auf ebener Erde einherging. In seinem Studierzimmer war ein Stehpult von erstaunlicher Höhe, an dem er arbeitete. Da man meist nur kurzen Bescheid bedurfte, den er stehend erteilte, so blieb man unwillkürlich, um nicht gar zu hoch an ihm hinaufschauen zu müssen, in respektvoller Entfernung von diesem Pult stehen. Er war aber dabei ein sehr freundlicher und liebenswürdiger Herr, gar nicht kurz angebunden, fröhlichen Temperaments und heiteren Gemüts. Ich habe noch lange Jahre, nachdem ich das Gymnasium verlassen, mit ihm gelegentlich de rebus mathematicis korrespondiert und stets das freundlichste Entgegenkommen bei ihm gefunden. — Als Lehrer war er sehr geschickt, klar und zielbewußt, das an humanistischen Gymnasien Erreichbare im Auge behaltend, das ihnen unpassenderweise Aufgedrängte nur so weit behandelnd, daß er Weisung und Anleitung gab, wo über die Grundlage hinaus, die er festlegte, weitere Förderung zu holen sei. — Ganz speziell interessierte er sich auch für die Bienenzucht und hat für deren Förderung weithin im bayrischen Schwaben mit Eifer gewirkt.

*) Denn auch solche waren im Kloster, von denen mir damals aber nur der Frater Ulrich, der Bruder Pförtner, bekannt wurde, nur wenig größer als P. Reinlein. Den sah ich öfter nach Tisch Klostersuppen an arme Leute verteilen, die bettelnd vor der Tür standen. Das Hauptereignis seines Lebens, von dem er gern sprach, war eine Wallfahrt nach Palästina gewesen. Das Heilige Land kann unmöglich viele Pilger gesehen haben, die weniger als er von der bösen Kritik angefeucht waren. Ihm hätte man getrost den bunten Rock Josephs oder das Haus des reichen Mannes zeigen können, vor dessen Tür der arme Lazarus voller Schwären lag. Und ob er, wenn man ihm „eine Sprosse von der Leiter, die Jakob im Traume sah", als Reliquie vorgewiesen hätte, auf den Gedanken gekommen wäre: Wie mag solches zugehen? bezweifle ich stark. — Jahre zuvor, ehe ich nach St. Stephan kam, sah ich einige Fratres Früchte aus dem Benediktinergarten verkaufen, meist noch etwas billiger, als man sie sonst haben konnte, und von guter Qualität.

11. Zwei Jahre bei P. Thomas Kramer.

In der zweiten und dritten Gymnasialklasse (Obersekunda und Unterprima) war unser Klaßlehrer der spätere Rektor der Anstalt Professor P. Thomas Kramer. Er hat, soviel möglich, nachgeholt und gutgemacht, was uns bei P. Reinlein gefehlt

Professor Th. Kramer.

hatte. Er war eine stattliche, vornehme Erscheinung; auch das Zimmer, das er bewohnte, sah besser aus als die der meisten andern Professoren, obgleich der Hausrat darin kaum viel reichlicher war. Sein behäbiges Exterieur, das doch nicht so wie bei manchen andern Mönchen auf einen starken Prozentsatz von Sinnlichkeit schließen ließ, seine gemessene, besonnene Weise, sich zu geben, seine klangvolle Stimme, seine Sicher-

heit in der Konversation erweckten Respekt und auch Vertrauen. Er hatte ja wohl seine Lieblinge, die auf seine Wohlgewogenheit hin eine Zeitlang sündigen konnten, aber er hatte Selbstbeherrschung und Autorität genug, es nicht allzu weit kommen zu lassen.

Die Beschäftigung mit den lateinischen und griechischen Klassikern brachte von selbst auch ein beständiges Zurückgreifen auf die Grammatik und Stilistik mit sich. Aber er hat uns den Genuß der Klassiker nicht vergällt durch eine minutiöse Grammatik. Kam man an Punkte, wo erfahrungsgemäß viele Fehler gemacht wurden, wie im Lateinischen etwa im Gebrauch von quisque oder bei der direkten und indirekten Doppelfrage, wie im Griechischen beim Gebrauch von πᾶς oder in den hypothetischen Fällen, den Wenn-Sätzen, dann gab er uns drei oder vier Leitsätze an die Hand, mit denen sich getrost fuhrwerken ließ. Weniger im Livius als in Sallusts Katilinarischer Verschwörung und in Ciceros Reden wurde er voll Leben; im Griechischen lasen wir nach Xenophon verschiedene Reden von Isokrates und Demosthenes. Homer wurde immer gelesen, und reichlich.

Es war noch einigermaßen alter Brauch aus früheren Jahrhunderten her, die letzten Gymnasialklassen kurz zu bezeichnen mit Grammatik, Rhetorik und Poesie. — Als wir in die dritte Gymnasialklasse kamen, in die Rhetorik, mußten jeden Montag zwei bis vier Schüler eine kleine deutsche Rede halten über ein von ihnen selbst gewähltes Thema. Eigens deutsche Grammatik wurde nicht getrieben, und was „Kehrein" in dieser Beziehung bot, hatte vor uns gute Ruhe. Nur die Lehre von den Figuren und Tropen wurde durchgenommen, auch diese kurz. Dagegen verlangte er ziemlich häufig deutsche Aufsätze über Themata aus dem Bereich der Lektüre. Die waren daheim auszuarbeiten. Die habe ich denn zuweilen so unsinnig umfangreich gemacht, daß er mir einmal, als ich wieder so zirka 60 Seiten eingereicht hatte, bei der Kritik zurief: „Krauß, müssen Sie denn Ihren ganzen Sack ausschütten? Wenn nun jeder so viel schreiben wollte, wann sollt' ich's denn lesen!" Ich bin mir bewußt, seine Geduld in diesem Stück zum öftern auf eine ziemlich starke Probe gestellt zu

haben. Aber einmal riß ihm doch der Faden seiner Langmut gänzlich, als ich mich erdreistet hatte, in der Rhetorikklasse meine erste Rede „über die Klöster" zu halten, und natürlich in einem Sinn, der nicht auf seine Approbation rechnen konnte. Ich hatte zwar löblicherweise allerlei historisches Material angefahren und gerühmt, wie vor Erfindung der Buchdruckerkunst Klassiker, Kirchenväter und besonders auch die Heilige Schrift durch die Abschriften der Mönche vervielfältigt worden seien, aber ich hatte auch meine Rede gespickt mit Aussprüchen berühmter Gegner des Mönchtums. So wurde denn die Rede als „grün und unverständig" bezeichnet, und ich sah ihm an, daß er dabei innerlich mit noch stärkeren Ausdrücken kämpfte. Indessen war er doch nach ein paar Tagen wieder gut und freundlich gegen mich und blieb es auch. Und das war wohl das Klügste, was er tun konnte. Die Wahl des Themas war vollständig freigegeben. Von der Zeder auf dem Libanon bis zum Ysop an der Wand, von dem graueſten Altertum bis zur Schlacht bei Königgrätz und den gestrigen Landtagsverhandlungen, von allen Werken Gottes und der Menschen, der Engel und der Teufel durfte geredet werden. Warum also nicht auch über die Klöster? Und daß ein Protestant sie anders ansah als ein Katholik, war doch auch nicht besonders befremdlich. Auch halbe Predigten wurden da gehalten. Viele meiner Mitschüler wollten ja einmal Priester werden. Da führte denn in seiner Rede der eine diesen Heiligen oder jenen Märtyrer, ein anderer diesen Ordensstifter oder jenen großen Missionar vor. Man durfte Beifall oder Mißfallen äußern, nachher auch kritisieren. Die Hauptzensur gab natürlich schließlich der Professor. So hat einmal der gute Lorenz Dirr, später Pfarrer in Hasberg bei Krumbach, in seiner Rede den Beweis führen wollen, daß außer der Schrift in der Kirche die Tradition Geltung haben müsse. Er machte zwei Teile; im ersten bewies er, daß gar viele Lehren der katholischen Kirche nicht in der Schrift stünden; im zweiten, daß darum die Tradition vonnöten sei. Als ich nun schon am Schluß des ersten Teils lebhaft applaudierte, drohte mir der Professor, dem es aber selber dabei um die Mundwinkel zuckte, halb scherzhaft mit dem Zeigefinger und suchte dann am Schluß des zweiten Teils in der Kritik den

Redner dahin zu berichtigen, daß nicht sowohl die Lehren als die Gebräuche der Kirche nicht alle in der Schrift bezeugt seien und daher das Ansehen der Tradition allerdings wohlberechtigt sei.

Von Pedanterie war P. Thomas Kramer weit entfernt. Die Skriptionen behandelte er nicht gleich manchen andern Lehrern als eine Haupt- und Staatsaktion, auf die unendlich viel ankomme, sondern ließ sie gelten, was sie wert waren, und bildete sich sein Urteil über einen Schüler nach den täglichen Wahrnehmungen. Daher fühlte man sich auch nicht wer weiß wie tief gesunken, wenn einmal die erwartete Zensur unerwartet gering ausgefallen war. Kramer sagte dann wohl selbst: Quandoque dormitat bonus Homerus.*) Und so vermessen, uns sonst mit Homer zu vergleichen, waren wir doch längst nicht, obgleich auch einige dreist genug waren, den Pegasus zu besteigen. Ich gehörte auch, doch heimlich, zu diesen Tollkühnen und las einmal meinem Bruder meinen „Monolog des geblendeten Ödipus" vor, der mir selbst erhaben genug vorkam, mir aber sein Urteil eintrug: Nonum prematur in annum.†) Er ist ganz im Pult geblieben und zuletzt auch aus diesem verschwunden; doch kann nach den Ödipusdramen des Sophokles die Weltliteratur den Verlust zur Not verschmerzen. Ich habe es nie gewagt, ein Gedicht von mir zu präsentieren, ob sich's nicht vielleicht zur Deklamation am Maifest eigne, wie mein früh verstorbener Klassengenosse Michael Weber einst mit seinem wirklich schönen Gedicht „Jerusalems Fall" sich selbst und fast auch uns zu Tränen rührte. Dagegen verübte mein Bruder einmal zum Maifest eine griechische Ode, die mit stummer Bewunderung, daß es solche Laute gäbe, von den gegenwärtigen Herren und Damen angehört wurde. Er hatte sie sich sauer werden lassen, und sie hatte P. Löbls Zensur passiert, der den erzieherischen Grundsatz hatte: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*‡)

Daß wir den P. Thomas Kramer zwei Jahre lang als

*) Das ist: Zuweilen schläft auch der gute Homer.

†) Laß ihn erst nach neun Jahren drucken!

‡) Das ist: Es muß einer tüchtig geplagt werden, sonst wird er nicht erzogen.

Klaßlehrer hatten, war uns um so lieber, da wir eine Zeitlang besorgten, wir würden den P. Anton Steigenberger erhalten, den keiner von uns recht ausstehen konnte, den vielmehr jeder seiner satirischen Laune wegen für einen halben Mephisto hielt. Auf ihn mochten Tells Worte Anwendung finden: „Ihr seid kein Mönch; wer seid Ihr? Der Friede wohnt in diesem Kleide; in Euren Zügen wohnt der Friede nicht.“ Er trat einige Jahre nachher aus dem Kloster aus und wurde Studienlehrer in Grünstadt. Dieser Kelch war also an uns vorübergegangen. Wir wußten aber alle beim Eintritt in unsere Oberklasse, daß nach Kramer nichts Besseres kommen werde.

12. Turnen und Zeichnen.

Ehe ich aber dies letzte Jahr mit seinen Freuden und Leiden schildere, habe ich noch allerlei nachzutragen.

Einen Turnunterricht, wie wir ihn bei St. Anna gehabt, so fröhlich und lustig, fand ich bei St. Stephan nicht wieder. Im Institut für höhere Bildung war im Erdgeschoß ein Raum, der einer mäßigen Klasse wohl als Turnsaal dienen konnte. Den Unterricht leitete Herr Delonge, der sonst Tanzlehrer, aber in Augsburg mehr durch seine schöne Frau als durch irgend etwas anderes eine ziemlich bekannte Größe geworden war. Unser Turnen brachte ihm nicht viel Einkommens und war ihm ziemlich schnuppe, wie er uns. Es war weder Eifer noch Freude bei der Sache. Kam einmal der Rektor auf einige Minuten, so galvanisierte uns das ein bißchen und machte unsere Gliedmaßen etwas gelenkiger. War er aber dann um die Ecke verschwunden, so hatte Herr Delonge ohne Mühe einen Grund zur Hand, uns „für heute“ gehen zu lassen. Nur wenn wir im Klosterhof unter den Augen des Rektors exerzierten, war etwas mehr wirkliches Leben spürbar.

Zeichenunterricht gab den Lateinschulklassen ein Herr J. v. Kramer, kein Ordensmann. Die Leistungen in diesem Fach wurden nicht zensiert, gleichwohl war die Beteiligung obligatorisch. Im Zeichensaal war eine größere Anzahl von Büsten und Reliefs usw., die geförderteren Schülern als Vorlagen dienten. Sonst war es wie bei St. Anna: unruhig.

Wo Lust und Begabung vorhanden war, zeigten sich Leistungen, die billigen Erwartungen entsprachen. Ich habe den Eindruck, man hätte bloß Gelegenheit geben sollen, zeichnen zu lernen, ohne den Unterricht obligatorisch zu machen.

Im vierten Jahr meines Besuchs der Anstalt hatte ich auch Gelegenheit, in wöchentlich zwei Stunden Spanisch zu treiben. Der Pater Kaspar Kuhn lehrte es nach einem Lehrbuch der Ahnschen Methode von Hobelmann, aber so, wie man eine tote Sprache lehrt. Der Wohlklang der Sprache sagte mir sehr zu; zur Verwendung des Gelernten war keine Gelegenheit. So blieb mir nur eine Handvoll Vokabeln im Gedächtnis.

13. Der Rektor der Anstalt. — Pflege der Musik.

Sehr viel geschah bei St. Stephan zur Förderung in der Musik und der Freude an ihr. Sehr viel mehr als bei St. Anna. Ein ganz vornehmliches Triebrad des musikalischen Lebens der Anstalt aber war der Rektor.

Von ihm will ich jetzt reden, den ich nie eigentlich als Klaßlehrer hatte, aber bei vielerlei Anlaß so genau kennen lernte und so von Herzen liebgewann, daß ich mich seiner stets mit Dankbarkeit und Hochachtung erinnere. Der Rektor P. Matthäus Rauch war der Sohn wohlhabender Bauersleute aus Marzelstetten, mit einer unverlöschlichen Liebe zum Bauernstand, dessen Sorgen und Trachten, Leiden und Freuden er genau kannte. Ein prächtiger Schwabe voll Arbeitskraft und Arbeitslust, menschenkundig, ein lauterer Mensch, aufrichtig wie Gold und ohne Fanatismus. Er war zuvor Gymnasialprofessor gewesen, bekleidete seit 1852 das Rektorat und lehrte am Lyzeum noch Anthropologie und Pädagogik. Wir hatten bei ihm keine Lehrstunden; aber die Zöglinge der beiden oberen Klassen durften den Vorträgen beiwohnen, die er Sonntags von 11 bis 12 Uhr über anthropologische Fragen hielt. Und das waren unvergeßliche Stunden. Rauch glaubte dem, was die Heilige Schrift über die Schöpfung der Welt lehrt, und wies in diesen Vorträgen alle Einwände solcher Wissenschaftler wie K. Vogt, Büchner und Moleschott als unwissenschaftlich und schlechthin unhaltbar nach. Sein ursprünglich aus Gymnasial-

programmen entstandenes Werk, „Die Einheit des Menschengeschlechts“ (Augsburg, 1873), ist eben in jenen Jahren von ihm durchgearbeitet worden, und ich kann dasselbe jedermann als eine ausgezeichnete Fundgrube apologetischen Materials gegen die anmaßlichen Hypothesen vieler moderner Natur-

Rektor Rauch.

wissenschaftler auf das allerwärmste empfehlen. Mit Begeisterung hingen wir an seinem Munde, wenn er mit seinem klangvollen Organ für die Wahrheit des biblischen Schöpfungsberichts eintrat und so nebenbei das erste Kapitel der Genesis auslegte. Rektor Rauch hat auch ein großes Herbarium angelegt. In der alten Philologie war er ganz und gar zu Hause und beschäftigte sich außerdem mit besonderer Vorliebe mit der englischen Sprache und Literatur.

Fröhlich und heiter, wie er selbst war, hatte er seine lebhafte Freude am Umgang mit den Schülern, kümmerte sich um alle, die größten wie die kleinsten, und speziell um die Zöglinge des St. Joseph-Seminars. Er konnte gelegentlich einem verwöhnten, von sich eingenommenen Muttersohn einen bäurisch-derben Streich spielen, rief ihn zu sich heran und steckte ihm plötzlich, ehe er sich's versah, eine tüchtige Prise seines geliebten Schnupftabaks in den Mund und lachte dann von Herzen, wenn der anfing „gewaltig zu niesen von vorn und von hinten". Faulen Schülern rückte er aufs Fell und konnte so einem, der gegen Jahresschluß äußerte, er freue sich auf die Ferien, ganz trocken sagen: „O, wer das ganze Jahr nichts tut wie du, der braucht nicht erst auszuraſten." Er duzte alle Schüler, auch die Gymnasiasten (die letzteren gegen die ministerielle Vorschrift); und sie rechneten sich's zur Ehre an. Auch solche, die längst vom Gymnasium abgegangen und in Berufsstellungen getreten waren und nun bei gelegentlichen Besuchen vom Rektor mit „Sie" angeredet wurden, baten sich das „Du" wieder aus. Sie wollten nicht bloß respektiert, sondern noch von ihm geliebt sein. Gegen knabenhaften Mutwillen war er sehr nachsichtig, gegen Bosheit und Verlogenheit aber ernst und scharf.

Die Musik, wie gesagt, liebte er sehr. Es war damals gerade die Zeit, wo Richard Wagners Stern hoch aufging und König Ludwig II. ihm zu einem hervorragenden Platz am musikalischen Firmament zu verhelfen begann. Rektor Rauch aber war ein Freund von Haydn, von Mozart, von Beethoven und war durchaus für klassische Musik eingenommen, im übrigen aber kein solcher Pedant und Dr. Fugenhahn, daß ihm nicht auch moderne Kompositionen, wenn sie nur melodienreich waren, gefallen hätten. Das aber warf er mit Recht Wagner vor, daß er an singbaren Melodien arm sei.

Rektor Rauch wußte, daß unter den 400 bis 500 Schülern viel Material vorhanden war, das, gut geschult, einen guten Chor bilden und durch ein zahlreiches Orchester sehr gehoben werden konnte. Daher gab es kaum ein musikalisches Instrument, auf dem man nicht hätte Unterricht bekommen können; und die obligaten Singstunden waren nicht nur zum Spaß und zur Erholung, sondern zur Einübung kirchlicher und guter welt-

licher Musik vorhanden. Der Chor war immer stark. Wenn darin für Sopran und Alt natürlich auch die Tonfülle und Tonschönheit weiblicher Stimmen ganz fehlte, so hatten wir ja doch auch eine Menge elf- bis fünfzehnjähriger Knaben, und an Tenor- und Baßstimmen war ohnehin kein Mangel.

Das, wie schon oben erwähnt, in Augsburg lebhafte konfessionelle Bewußtsein ließ sich auch auf musikalischem Gebiet verspüren. Die Protestanten hatten ihren Oratorienverein unter dem trefflichen Kapellmeister H. M. Schletterer. Der war zugleich auch Dirigent des protestantischen Kirchenchors, der jeden Sonntag in derjenigen der fünf Pfarrkirchen sang, wo zugleich Abendmahlsfeier war. Die Katholiken hatten ihren Cäcilienverein, geleitet von Kammerlander, der gleich Schletterer auch als Komponist einen Namen hatte. So war es möglich, daß man, von der eigentlichen Kirchenmusik ganz abgesehen, in Augsburg jedes Jahr etliche Oratorien im Saal der „Goldenen Traube" zu hören bekam und etliche Konzerte des Cäcilienvereins.

Ich hatte noch eine gute Sopranstimme, als ich nach St. Stephan kam; und da der Chordirigent Anton Schmid meinte, daß ich auch leidlich vom Blatt wegsingen könne, wollte er mich in den Kirchenchor stecken. Ich sagte ihm aber, ich sei Protestant und würde erst meinen Vater fragen. Der hatte, weil dergleichen in Augsburg nicht ungewöhnlich, nichts dagegen. So ging ich denn hin und sagte, ich käme bloß zum Singen und sonst zu nichts. Daher machte ich auch beim Eintritt in die Kirche kein „Zeichen des heiligen Kreuzes", ließ beim Gehen und Kommen den Weihwasserkessel in gutem Frieden und beugte selbstverständlich bei der Wandlung nicht die Knie, sondern blieb stehen, und niemand stieß sich daran. Das hat denn ein Jahr und noch etwas länger gedauert, und in dieser Zeit habe ich viel katholische Kirchenmusik kennen gelernt: Messen, Requiems, und was der Wechsel des Kirchenjahrs (namentlich in der Karwoche) an liturgischen Gesängen mit sich brachte, so daß ich von Orlando di Lasso und Palestrina bis auf Mozart und auf die neueste Zeit die Meister katholischer Kirchenmusik zu hören bekam und gleichzeitig einen Einblick gewann in den Reichtum liturgischer Formen innerhalb der

römischen Kirche. Und das ist mir immerhin lieb, so sehr ich heute bedaure, nicht auf einem andern, besseren Weg zu dieser Kenntnis gekommen zu sein.

Es befand sich in Augsburg ein alter Regierungsrat, Dr. Joseph v. Ahorner, ein großer Freund des katholischen Gymnasiums, ein noch größerer der katholischen Kirchenmusik. Der kam sehr oft nach St. Stephan zur Messe und dirigierte dann selbst. Es machte wenig aus, ob der sehr kurzsichtige oder schwachsichtige alte Herr die Partitur recht oder mit dem Kopf nach unten vor sich hinlegte; denn er kannte von vielen Messen jede Note. War die Musik, Gesang und Begleitung, so ausgefallen, daß er sich darüber freute, so trat er während des Orgelnachspiels an die einzelnen Sänger und Musiker heran und steckte ihnen einige Sechskreuzerstücke, die er immer vorrätig hatte, in die Westentasche. Es war herkömmlich, ihm am Vorabend seines Namenstages vor seinem Haus ein Ständchen zu bringen, und eine selecta von Sängern erschien dann vor seiner Wohnung an der Moritzkirche dem Zeughause gegenüber und erfüllte die Luft mit „süßem Wohllaut". — Natürlich war der Regierungsrat auch in dem Konzert, das am Josephstag stattfand, oder bei den Unterhaltungen des Maifestes, oder wo immer St. Stephan mit seinen musikalischen Leistungen an die Öffentlichkeit trat, stets eine bevorzugte Persönlichkeit, neben welcher der Abt und Rektor Platz nahmen. Und wir Studenten bildeten uns, wenn wir „Die Schöpfung" oder „Die vier Jahreszeiten" oder Rombergs Vertonung des Schillerschen Liedes von der Glocke aufführten, nicht wenig darauf ein, daß bei solchen Anlässen der sogenannte Jesuitensaal gestopft voll war, und daß die Kompliment-Eintrittskarten von Herren und Damen so sehr willkommen geheißen wurden. Denn bezahlten Eintritt gab es nicht.

Als ich infolge beginnender Mutation meiner Stimme schon daran dachte, mit dem Chorsingen aufzuhören, trug es sich einmal zu, daß der P. Jakob Seidenbusch (Seidenjakel von uns genannt) gerade die Chorwache und in dieser Eigenschaft darauf zu sehen hatte, daß es auf dem Orgelchor ruhig hergehe. Ich wußte von Seidenbusch nur, daß er in der dritten Lateinklasse Studienlehrer und daß seine bedeutendste Eigenschaft die war,

daß ein Bruder von ihm es „in Amerika sogar bis zum Bischof gebracht hatte". Er aber wußte wohl nicht, daß ich Protestant sei. Ich hatte gar nicht acht auf ihn. Als ich nun aber bei der Wandlung nicht kniete, sondern stehend in die Kirche hinunterschaute, trat er unversehens von hinten herzu und zog mir mit heftigem Ruck das rechte Bein so zurück, daß ich wirklich zu knien kam. Da ich nun auf der Stelle wieder aufsprang und stramm stehen blieb, sah er mich empört an; fragte meinen Nachbar, Karl Hummel, später Stabsarzt in München, wie dieser Mensch heiße, und verließ dann sofort den Orgelchor. Als wir nach einigen Minuten dasselbe taten, um über verschiedene Gänge in unsere Klassenzimmer zu gehen, sah ich von ferne schon den „Seidenjakel" neben dem Rektor stehen, leidenschaftlich auf mich hindeutend: „Der ischt's, der ischt's", worauf der Rektor so laut, daß ich es notwendig hören mußte, antwortete: „Ach was! Der ist ja ein Protestant!" Es fiel ihm gar nicht ein, mich zur Rede zu stellen, und ich ging, ohne einen weiteren Blick auf die schwarze Gruppe zu werfen, mit den andern in die Klasse. Daß der Rektor so handelte, bewog mich dann, nicht sofort vom Chor wegzubleiben; ich ging noch einigemal hin, natürlich ohne Bekreuzung und Kniebeugen; dann aber ließ ich es bleiben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich auch erwähnen, daß die Lehrstunden mit einem lateinischen Gebet (verschieden nach der Zeit des Kirchenjahres) eröffnet wurden. Bei den Eingangsworten: In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti wurde das Kreuz gemacht; dann die Gebetsworte hergeschnarrt. Sie enthielten stets auch eine Fürbitte für nostrum regem Maximilianum [später Ludovicum], qui tua miseratione suscepit regni gubernacula, und waren meist aus Psalmworten zusammengesetzt. Die hätte ich ja sonst wie das Pater noster wohl mitbeten können, ließ es aber, wie das Kreuzzeichen. Doch stand ich während der Handlung. Meine Mitschüler sollten mich einerseits nicht für einen Verächter des Gebets überhaupt halten, andererseits nicht für einen, der mit ihnen gemeinsam bete. — Als der Israelit Ludwig Bauer mir ein paar Jahre später von St. Anna nachrückte zu St. Stephan, machte er meine Praxis nach.

14. Die katholischen Bräuche.

Das ganze Leben der Anstalt war übrigens mit katholischen Bräuchen und Sitten durchzogen. Ließ der Rektor durch ein Zirkular den Klassen etwas bekanntmachen, so pflegten diese bis zum Schluß der Verlesung zu stehen. Mehrmals im Jahr wurde abgekündigt, daß morgen sich jeder Schüler „zur heiligen Beicht'" einzufinden habe. Die Schüler beichteten in der Regel nicht eben dem Klaßlehrer, sondern eher einem Fachlehrer, bei dem sie nur wenige Stunden, oder einem Pater, bei dem sie gar keine hatten. Wer mit drei Vaterunser und drei Ave-Maria als Buße wegzukommen wünschte, beichtete etwa dem „toleranten Priester", P. Ludwig Preyssinger, dem Konservator der Augsburger Sternwarte; wer eine strengere Buße tun wollte, dem P. Luitpold Brunner oder sonst einem als besonders ernst geltenden Pater.

War ein Student gestorben, so wurde für den nicht nur „noch manch Requiem gebetet" und gesungen, sondern sein Leichenbegängnis selbst war so stattlich wie kaum das eines Domherrn, geschweige eines gewöhnlichen katholischen Magistratsrats. Unter dem mächtigen vierstimmigen Gesang des vielstrophigen Dies irae, dies illa seitens der ganzen Lehrer- und Schülerschaft ging es am Dom vorbei durch die Karolinenstraße, wobei am Rathaus die Hauptwache unters Gewehr trat, nach dem katholischen Kirchhof. Auf dem habe ich manch wunderliche Grabrede zu hören bekommen. So war einst ein ziemlich versoffener „Student" gestorben, der, wenn er das Geld dazu hatte, unglaubliche Quantitäten Bier vertilgen konnte (an einem Tag wohl 34 Seidel, das heißt, beinahe 5 Gallonen). In der gedankenarmen Leichenrede, die übrigens kein Benediktiner, sondern der Stadtpfarrer von St. Max hielt, der „Geistliche Rat" B., hieß es gleich zu Anfang: „N. N. war nicht in Augsburg, er war in München geboren." Und dann ging es immer, sooft ein neues Faktum zu vermelden war, bis zum Schluß in Antithesen weiter. Etliche machten sich am Tage darauf in der Klasse während der Pausen das Vergnügen, scherzhaft auszuführen, wie lang man eine Grabrede schon allein dadurch machen könne, daß man erst viele Plätze nenne,

wo der Verstorbene nicht geboren, und allerlei Krankheiten, an denen er nicht gestorben sei, ehe man den Geburtsort und die wirkliche Todesursache namhaft mache. — Auch das traurige, fast erschreckliche Gemecker des alten Domdekans Dreer: Requiescat in pace wurde von einigen Sär zern getreu kopiert. Es machte mir bereits damals unbewußt kl ır, daß ein sprechender Liturg sicher mehr erbaut und minder abstößt als ein singender, der nur noch schettert wie ein zerbrochener Topf. — Einige Tage nach dem Begräbnis verteilte oder verschenkte man Denkzettel an den Verstorbenen mit der Anmahnung, desselben im Gebet zu gedenken, zu desto früherer Rettung seiner Seele aus dem Fegfeuer. Manche hatten in einem Klassiker oder in den Logarithmen eine Reihe solcher Denkzettel liegen und beschauten diese, wenn ihnen die betreffende Unterrichtsstunde Langeweile machte.

15. Der P. Benedikt Permanne.

Ich ließ die mir geschenkten Erinnerungsblätter aus dem gleichen Grund in der französischen Lektüre liegen, mit der wir jeweils beschäftigt waren. Unser französischer Sprachlehrer, der P. Benedikt Permanne, war ohne Zweifel für sein Amt etwas befähigter als der früher erwähnte P. Reinlein. Etwas, jedoch nicht viel. Dafür aber hatte er so viele unangenehme Eigenschaften in die Wagschale zu werfen, daß mir doch Reinlein lieber war als er. In Württemberg geboren, hatte dieser Pater ein Jahr in der Benediktinerabtei Solesmes in Frankreich zugebracht und, außer als Novizenmeister im Kloster, schon eine Reihe von Jahren als Professor des Französischen am Gymnasium gewirkt. Aber er behandelte die französische Sprache wie eine tote. Eigentliche Konversation, häufige Sprechübungen (die Hauptsache, wenn man eine lebende Sprache erlernen will), fanden gar nicht statt. Vokabeln ließ er nur sehr wenige auswendig lernen und erlaubte auch bei den Skriptionen bis in die Oberklasse allen Schülern den Gebrauch des Wörterbuchs. Er hatte vier Klassen zu unterrichten; dazu gebrauchte er damals vier verschiedene Grammatiken, wobei er allerdings die einmal für eine Klasse gewählte dann

durch das ganze Gymnasium hindurch beibehielt. (Möglicherweise wollte er damals gerade durch die Praxis ausfinden, welche sich am meisten eigne.) Ob die andern Klassen aus ihrem Borel oder Plötz oder Ahn mehr gelernt haben als wir aus unserm Eisenmann, kann ich nicht angeben. Aber Permannes Lehrnachweis fürs Französische nahm in den Jahreskatalogen stets mehr Raum weg als drei andere Fächer zusammen, in denen man wirklich vom Fleck kam und etwas lernen konnte. Wir lasen bei ihm „Jeanne d'Arc", ein historisches Dramä von Daniel Stern, und das christliche Trauerspiel „Polyeucte" von Corneille sowie eine Anzahl prosaischer Lesestücke aus Borels „Choix de Lectures". Besonders lebhafte Eindrücke habe ich davon nicht empfangen. Indes lag die Schuld gewiß stark auf meiner Seite. Aber der Mangel an Konversation, von der doch im Lehrnachweis immer auch die Rede war, machte, daß uns unsere Kenntnis des Französischen im Stich ließ, wenn wir mit Franzosen zusammenkamen. — Dafür aber wurde sonst in den französischen Stunden allerlei erörtert, was sehr wohl hätte entbehrt werden können. Wie oft haben wir in diesen Stunden, ohne daß eine Nötigung hiefür vorlag, den grauenhaften Tod der Prinzessin Lamballe, den schmählichen Prozeß der Marie Antoinette und das Ende der unglücklichen Madame Elisabeth bis in die einzelnsten Einzelheiten schildern hören! Und wie noch viel häufiger hat den Herrn Professor seine Laune veranlaßt, etwas Konvertitengeschichte zu treiben und von der „frommen, geistvollen" Gräfin Ida Hahn-Hahn zu erzählen, wie die „Von Babylon nach Jerusalem", das heißt, von der protestantischen zur römischen Kirche, gekommen sei; oder auch, wie der Jude Ratisbonne von Maria, der heiligen Gottesmutter, die Gnade der Bekehrung ganz direkt erhalten habe! Das war mehr für mich und meinen israelitischen Mitschüler L. Bauer erzählt als für die andern „99", die mit uns doch in der gleichen Wüste saßen. Aber seit einmal ein Bild der „Gartenlaube", das die öde, widrige Visage der Gräfin naturgetreu zu schauen gab, in einer solchen „französischen" Stunde auftauchte, blieben wir doch mit dieser Pflanze weiterhin verschont.

16. Der Religionslehrer P. L. Brunner.

Ich kann nicht sagen, daß meine Mitschüler bigott oder fanatisch gewesen wären; die Mehrzahl war es sicher nicht. Einige gab es, die vielleicht auf dem Gang oder auf dem Turnplatz ein halb verdrücktes „Lutherisches Luder!" über das Gehege der Zähne kommen ließen. Aber nicht wenige gab es, die vom protestantischen Glauben die abenteuerlichsten Vorstellungen hatten. Noch höre ich, als ich einmal bei einem Anlaß JEsum Christum, den Sohn Gottes, nannte, wie einer meiner Mitschüler in der Oberklasse ganz verwundert ausrief: „Ja, globet denn ihr o' an Christus!?" Aber ob sie sich nun für ihren eigenen „Glauben" stark interessierten oder nicht, ihren „Stadlbaur" (so hieß, glaube ich, das 500 bis 600 Seiten starke Lehrbuch des katholischen Glaubens) lernten meine Mitschüler für ihre Religionsstunden sehr pünktlich und genau. Ihr Religionslehrer, P. Luitpold Brunner, sorgte dafür, daß es geschah; und er hatte weniger Mühe, sein Ziel zu erreichen, als andere Lehrer, weil er bei allen Schülern ohne Ausnahme dafür galt, daß ihm sein Glaube selbst rechte Herzenssache sei. Wer sonst in allen Fächern „nicht genügte" oder „kaum genügte", brachte es doch „in der Religion" dahin, daß ihm P. Brunner II⅓ als Zensur geben konnte, „nahezu gut". Das galt in diesem Fach schon als eine geringe Zensur; und es kam vor, daß der P. Brunner so einem Unglücklichen, der sonst besser gearbeitet hatte, aber heute nur „nahezu gut", in seinem schönsten Passauer Dialekte unmutig zurief: „Wos ist denn mit Ihnen? Hob'n S' denn gor ka Religion mehr im Leib?!" Der P. Brunner, der wirklich den Eindruck eines solchen Mönches machte, der sich des ewigen Lebens durch Beten, Fasten und andere Übungen „heiligmäßigen" Lebens würdig machen will, war in einigen Gymnasialklassen zugleich auch Lehrer der Geschichte. Besonders in der Geschichte Bayerns, speziell seines Regentenhauses, war er so zu Hause, daß er, wenn durch einen bösen Orkan alle Stammbäume des Hauses Wittelsbach von der Erde hinweggefegt worden wären, den Mangel aus seinem Gedächtnis hätte wiedererstatten können. Es war darum nichts als billig, daß ihn die Universität Würz-

burg 1866 durch Verleihung des Doktordiploms ehrte, und die Gratulation jeder einzelnen Klasse bei diesem Anlaß war ebenso herzlich und aufrichtig als die Bescheidenheit, mit der er die neue Würde hinnahm: „Wir bleiben die Olten." Im übrigen verleugnete er keineswegs als Historiker seinen papistischen Standpunkt. Er vergaß nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Johann Hus „immer ein Feind der Deutschen und des deutschen Wesens gewesen"; er verfehlte nicht, auf die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen hinzuweisen. Hatten wir es mit dem Dreißigjährigen Krieg zu tun, so unterließ er nicht zu sagen, daß man den Dichter Schiller als Historiker unmöglich ernst nehmen könne; denn er konnte voraussetzen, daß viele Gymnasiasten die Schillersche Darstellung dieses Krieges lesen würden, weil die spottbilligen Klassikerausgaben gerade damals aufkamen und jeden zum Kaufen einluden. Darum wurde nicht nur im allgemeinen ein Diktum Schillers öfters angeführt, wonach geschichtliche Personen und Ereignisse sich gefallen lassen müßten, unter seinen Händen gemodelt zu werden, sondern speziell auch zu Tillys „Ehrenrettung" erklärt, es sei nicht wahr, daß er am Tag von Magdeburgs Fall kaiserliche Offiziere, die ihn aufforderten, dem entsetzlichen Plündern, Morden, Schänden und Niederbrennen Einhalt zu tun, mit den Worten abgewiesen habe: „Der Soldat muß für seine Mühe und Arbeit auch etwas haben. Kommt nach einer Stunde wieder!" Kurz, er zeigte, daß er die Ordre, die damals durch den „Katholischen Broschürenverein" für römische Geschichtschreibung jesuitischerseits ausgegeben wurde, als auch an seine Adresse gerichtet ansah. Dennoch aber war er nicht blind gegen Bedeutung und Größe auch bei Protestanten.

Es versteht sich ganz von selbst, mein Bruder und ich redeten auch daheim über Tisch darüber, wenn solche Dinge in den Geschichtstunden zur Sprache gebracht wurden; und was mein Vater tun konnte, um einen falschen Eindruck nicht allzu tief werden zu lassen und auch alteram partem*) zu Gehör zu bringen, das tat er. Aber aus den Geschichtstunden des P. L. Brunner nahm er uns darum nicht. Er machte Jahre hindurch

*) Die Gegenpartei und andere Seite.

nicht von der Erlaubnis Gebrauch, wonach Protestanten auf katholischen Gymnasien sich außer dem Unterricht in der Religion auch den in der Geschichte von einem kompetenten Lehrer ihrer Konfession erteilen lassen konnten. Später freilich, als mein Bruder in die Oberklasse zu P. Zillober kam, geschah es. Aber es hatte sich auch inzwischen etwas zugetragen, was wohl imstande war, die Augen zu öffnen für eine bisher ganz und gar unterschätzte Gefahr.

17. Erlebnisse meines Bruders Ludwig.

Der Stadtpfarrer Leydel, der meinen Bruder und mich einst in Nördlingen getauft hatte, stand schon seit einer Reihe von Jahren als dritter Pfarrer der protestantischen Gemeinde in München. Da hielt er einmal eine Reformationsfestpredigt, die seinen Zuhörern sehr wohl gefiel, so daß sie deren Druck begehrten. So bekamen wir sie in Augsburg auch zu lesen. Die Predigt war nichts weniger als leidenschaftlich und aggressiv, enthielt aber gleichwohl, wie sich leicht begreift, eine Anzahl Vorwürfe gegen die römische Kirche. Nun lebte aber in München als Pfarrer von St. Peter ein gewisser Anton Westermayer, ein ultramontaner Kampfhahn erster Güte, dessen massive Predigten gegen die protestantische Kirche seinen geistlichen Oberen längst so wohlgefallen hatten, daß ihm der Ehrentitel eines „Geistlichen Rates" zuteil geworden war. Für den war Leydels Reformationsfestpredigt ein gefundenes Fressen. Er setzte sich alsbald hin und griff Leydel in einem umfangreichen Pamphlet, dem er noch mehrere Nachfolger in Aussicht stellte, mit einem so leidenschaftlichen Eifer an, daß keine geringe Bewegung darüber entstand. Was seit Ecks und Cochläus' Zeiten die Papisten gegen Luther und die lutherische Kirche zusammengelogen haben, das förderte er darin wieder zutage, warf der protestantischen Kirche Abfall von der christlichen Wahrheit in allen Hauptartikeln vor und wollte den Protestanten zeigen, wenn sie wirklich bei der Schrift bleiben und Nachfolger der apostolischen Kirche sein wollten, dann müßten sie katholisch werden. Diese Schrift, in München, ja in ganz Bayern weithin verbreitet, kam auch in meines Bruders Hände.

Er las sie, und da darin alles im Ton der gewissesten Überzeugung und des Mitleids mit dem beklagenswerten Los der Protestanten vorgetragen war, die nie die Wahrheit über die Herrlichkeiten und Gnaden der römischen Kirche erführen, sondern stets darüber in Unwissenheit gehalten würden, so machte

Mein Bruder Ludwig Krauß.

sie auf ihn einen großen Eindruck, um so mehr, als er sich ihrer innerlich nicht recht erwehren konnte. Was tat er nun? Er besaß die Dogmatik des Bischofs Martin von Paderborn und las sie. Er wartete und wartete, ob Leydel sich der Westermayerschen Angriffe nicht erwehren würde. Aber Leydel tat das nicht; es vergingen Monate, bis er sich entschloß, etwas zu tun. Als er sich endlich hören ließ auf ein paar Blättern, da geschah es so zahm und lahm, daß man wohl sah, er habe

sich nur gerührt, um nicht dazustehen, als gäbe er sich überwunden. Unter den damaligen Verhältnissen war dies Etwas weniger als nichts. Westermayer verfehlte nicht, von neuem in die Posaune zu stoßen, als müßten die Mauern Jerichos darüber einstürzen. Er konnte das um so eher wagen, als Leydel hatte merken lassen, er trachte nicht nach der Ehre, einem Westermayer gegenüber das letzte Wort zu behalten. Meinem Bruder mißfiel nun zwar, daß Westermayer sich jetzt aufblies, als hätte er zehntausend geschlagen; aber er war doch von seinen Argumenten wie von der Martinschen Dogmatik so eingenommen, daß er daran dachte, zur römischen Kirche überzutreten. An dem Sonntag Reminiscere (nach jenem Reformationsfest) erklärte er, er gedenke und hoffe, die nächste österliche Kommunion mit den Katholiken zu feiern. Wie eine Bombe schlug diese Erklärung im Kreise der Familie ein. Natürlich gab es alsbald den lebhaftesten Disput über die Lehren der römischen Kirche. Vater, Mutter und wir Geschwister brachten gegen seine Verteidigung derselben allerlei Argumente vor, und er versprach auch, sich dieselben reiflich zu überlegen und seinen Schritt nicht zu übereilen. Aber es schien doch, als stecke er bereits ziemlich fest in den Banden der römischen Lehre. Da erschien auf einmal eine Broschüre mit dem Titel „Gotteswort gegen Menschenwort". Der Verfasser nannte sich „einen evangelischen Christen". (Später wurde sein Name bekannt: es war Dr. Schick, damals Pfarrer in Ingolstadt, nachmals Konsistorialrat in Bayreut.) Er richtete sich direkt gegen Westermayer, widerlegte alle seine falschen Behauptungen klar und deutlich aus der Heiligen Schrift und führte zugleich den Beweis, wie dreist und frech Westermayer die Bibel verdreht, die Geschichte gefälscht und in hundert Sachen seine Unwissenheit an den Tag gelegt habe. — Der „evangelische Christ" hatte mit solcher Glaubensfreudigkeit und Geistesfrische und zugleich mit so sieghaftem Humor geantwortet, daß es eine Lust war, seine Schrift wieder und wieder zu lesen. Sie schloß etwa mit diesen Worten: Nun, Herr Geistlicher Rat, haben Sie Lust, weiter zu streiten, dann immer heran! Ich bin bereit; ich habe meine Pfeile noch lange nicht alle verschossen! Wie dankten wir alle Gott von Herzen dafür,

daß er so rechtzeitig diesen Mann erweckt hatte, Westermayer heimzuleuchten! Auch meinem lieben Bruder fiel es jetzt durch Gottes Gnade wie Schuppen von den Augen, und von dem Gedanken, nächste Ostern bei den Römischen zu kommunizieren, war hinfort nicht mehr die Rede. Ich glaube nicht, daß irgendeiner seiner Lehrer oder Klassengenossen bei St. Stephan eine Ahnung gehabt hat von dem, was damals in ihm vorging. Aber auf den Sturm, der ihn mächtig geschüttelt hatte, folgte eine innere Ruhe und Festigkeit und zugleich eine Begierde, mehr und mehr in Gottes Wort zu forschen. Hatte er bisher von P. Chrysostomus Lößl, den er sehr hoch ehrte, sich den Thuchydides ausgebeten, um im Griechischen mehr zu lesen, als man in der Klasse las, so wandte er sich nun dem griechischen Neuen Testamente zu und las es mit großem Eifer.

Warum ich das mitteile? Ich schreibe ja doch keine Confessiones*) wie jener alte Kirchenvater, nicht eigene, von denen leider genug zu sagen wäre, noch weniger fremde, die meines Bruders? Ich tue es, um alle protestantischen Eltern, die diese Blätter lesen, herzlich und dringend zu warnen: Schickt eure Kinder nicht auf katholische Lehranstalten, weder die Knaben noch die Mädchen! Ein solcher Schritt ist immer verbunden mit Gefahr des Abfalls von der reinen Lehre und von der wahren Kirche. Die Luft, die man in einer solchen Anstalt, auch wenn sie kein Internat ist, atmet vom Morgen bis zum Abend, ist noch mit ganz andern Bazillen angefüllt, als die sich mit dem gewöhnlichen Schulstaub auf die Lungen legen. Aus den vielen einzelnen Tröpflein und Tropfen, die man in den Lektionen da mit hinunterschlingt, wird zuletzt auch ein Bach; und wenn Gottes bewahrende Gnade nicht eingreift, ist die Gefahr der Verführung größer und näher, als man denkt. Alle Höflichkeit, alle Urbanität, alle scheinbare und meinetwegen auch wirkliche Toleranz, die Protestanten da entgegengebracht wird und womit sie behandelt werden, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier Fußangeln liegen, die gemieden werden müssen von solchen, die ihre Kinder in der reinen Lehre des Evangeliums, im wahren Glauben an unsern HErrn

*) Das ist, Bekenntnisse.

JEsum Christum und bei der wahren christlichen lutherischen Kirche erhalten wissen wollen.

Uns allen in der Familie waren in dieser Beziehung die Augen aufgegangen. Als mein Bruder daher in der Oberklasse aus dem Munde des Klaßlehrers, des Professors P. Zillober, in der Geschichtstunde die schändliche Beschuldigung gegen Luther hörte: „Als Luther ein paar Jahre in Wittenberg war, war halb Wittenberg venerisch", weigerte er sich, diese „Geschichtstunden" weiter zu besuchen, und mein Vater*) sorgte dafür, daß auch ich, als ich zwei Jahre hernach denselben Geschichtsunterricht in Aussicht hatte, meinen Unterricht vielmehr von einem protestantischen Theologen erhielt, so lange, bis P. Zillober mit seinem Pensum zu Ende war und P. Luitpold Brunner mit der bayrischen Geschichte an seine Stelle trat, an dessen Lektionen ich wieder teilnahm.

Im Anschluß an das eben Erzählte mag denn auch berichtet werden, daß wir den vorgeschriebenen Religionsunterricht in diesen Jahren von einem der protestantischen Pfarrer oder Vikare erhielten. In der Regel richteten sich diese, was den Stoff anlangt, nach dem, was auf den protestantischen Gymnasien für die betreffenden Klassen Vorschrift oder Sitte war. Sie ließen sich auch gelegentlich schriftliche Arbeiten von uns liefern und sandten gegen Jahresschluß ihre Zensuren an das katholische Rektorat ein, welches sie im Jahreskatalog registrierte. So habe ich nach meiner Konfirmation nacheinander als Religionslehrer gehabt die Vikare Schmedding, Dittmar und Richter; im vorletzten Jahre aber konnte ich, weil der

*) Der Pater Zillober, darüber zur Rede gestellt, sagte dem Rektor Rauch und meinem Vater und Bruder, er habe das irgendwo gelesen, wisse aber nicht mehr wo. Möglich ist das; denn Zillober war in allerlei Literatur, auch in der der obscoena, wohl zu Hause. Der Rektor, der wohl sah, daß es eine schlechte Empfehlung für St. Stephan wäre, wenn etwa mein Bruder, der Primus der Oberklasse, jetzt nach St. Anna ans protestantische Gymnasium zurückkehren würde, noch dazu aus solchem Grund, war sehr zufrieden, daß er blieb und andern Geschichtsunterricht nahm. Zillober brummte zwar, man müsse die Wahrheit hören können, und das könnten nicht alle Leute; aber er zog doch den Schwanz ein und war froh, daß die Sache nicht viel unter die Leute kam.

Stundenplan das zuließ, am Religionsunterricht bei St. Anna teilnehmen. Den erteilte in dieser Klasse Pfarrer Freyer, der meines Erinnerns die Augsburgische Konfession durchnahm. Da war ich denn wieder mit alten Klassengenossen zusammen und lernte neu hinzugekommene kennen, unter ihnen Johannes Haußleiter. — Die anderen genannten Männer erteilten den Unterricht meist in den Abendstunden. Der eine derselben, H. Schmedding, kam später als Seelsorger an die kleine evangelische Gemeinde in Venedig und ist dort am folgenden Ostersonntag nach einem Krankenbesuch ertrunken. Der andere, K. Dittmar, Stadtvikar bei St. Ulrich, nahm die Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments mit mir durch. Er entließ mich selten, ohne mir einen Brief mitzugeben an seine Braut, an deren elterlicher Wohnung mich mein Weg vorüberführte. Frl. Amalia Sch. war denn auch stets bei der Hand, wenn ich anläutete, und nahm mir vergnügt und freundlich die Botschaft ab, die, wie ich durch das fabelhaft dünne Kuvert ohne Indiskretion mit Leichtigkeit sehen konnte, „Dein bis in den Tod getreuer Karl" für sie geschrieben hatte. Der Vikar des alten Seniors Krauß aber, Herr Richter, gab mir neben dem Religionsunterricht auch den in der Weltgeschichte; und ich muß es rühmen, daß er nicht nur selbst immer sehr gut darauf vorbereitet war, sondern es auch verstand, in mir Lust und Freude zum Geschichtstudium zu wecken und mich auf gute Bücher hinzuweisen, aus denen noch weitere Belehrung zu holen war.

18. Erteilter Privatunterricht.

Fehlte es mir, wie man gesehen hat, nicht an Lehrern aller Art, so habe ich in den jetzt besprochenen Lebensjahren auch selber frühzeitig das Lehren versucht. Der Augsburger Archivar Herberger, bekannt durch eine Schrift über die ältesten Glasmalereien Deutschlands und speziell über die des Augsburger Doms, ein äußerst unterrichteter Mann und ein gefälliger, selbstloser Leiter und Assistent der Gelehrten, die in dem reichen, wertvollen Augsburger Archiv Forschungen vorhatten, besaß einen braven Sohn — Paulus hieß er, glaube ich —, der auf der Gewerbschule in der Algebra bei Professor Bar-

nickel nicht ganz leicht mitkam. Dem sollte ich nachhelfen. Das tat ich sehr gerne und gewann bei der Gelegenheit auch einen kleinen Einblick in eine recht gemütvolle Häuslichkeit. Ein älterer Bruder war Maler, und die Wände des Zimmers, in dem unterrichtet wurde, waren zum Teil mit den Werken seiner kunstvollen Hand geschmückt. Es waren meist Familienporträts, und wenn zuweilen eine muntere Schwester mit einer weiblichen Handarbeit im gleichen Zimmer saß, konnte ich über die Ähnlichkeit des Bildes mit dem Original vergleichende Reflexionen anstellen, soweit dies die Achtsamkeit auf die zu lösenden Rechenaufgaben zuließ.

Auch einen meiner Klassengenossen, dem die Algebra besonders schwerfiel, habe ich einmal im Auftrag seines Vaters etwas auf den Damm zu bringen gesucht. Allein umsonst. Solange er sich bei der Formel $a+b=c$ denken konnte: $1+2=3$, ging es; setzte man aber $m+n=p$ und wollte vom Zahlenwert der Buchstaben abstrahieren, dann war alles aus. Ich erklärte daher nach ein paar Stunden dem Vater, der Nutzen dieser Stunden sei für mich entschieden größer als für seinen Sohn. Der Alte lachte; er war städtischer Ingenieur und hatte sicher manchen vergeblichen Versuch gemacht, dem Sohn die Geheimnisse der Algebra beizubringen. So wurde denn zu allseitigem Wohlgefallen jeder weitere Versuch aufgegeben. Der Sohn war nichts weniger als dumm, vielmehr für Erlernung von Sprachen sehr wohl begabt und auch fleißig.

In ein anderes katholisches Haus führten mich Privatstunden, die ich als Nachfolger meines Bruders einem Knaben, Otto Schauberger, gab, dem Sohn der Regierungssekretärswitwe Josephine Schauberger. Sie hatte noch ihre Amtswohnung im Regierungsgebäude, in derselben Kaiserlichen Pfalz, in welcher im Jahr 1530 die Augsburgische Konfession verlesen worden war. Ein Teil ihres Obstkellers kann, nach der architektonischen Wölbung zu schließen, die er aufwies, das Nordende des Saales der Verlesung gewesen sein. Das viel größere Südende desselben wurde später abgebrochen und der verbleibende Rest dann durch die Südmauer des jetzigen Regierungsgebäudes verbaut. — Die treffliche Dame, die ihren

nicht unbegabten, aber etwas flüchtigen Otto sehr liebte, wohnte während der Winterszeit den Unterrichtsstunden bei. Ich konnte ihr immer ein Gefühl der Befriedigung an den Zügen ablesen, wenn ich etwas so klar expliziert hatte, daß Otto es begriff, während ihr Blick fragend auf mir ruhte, wenn dies nicht der Fall war. Sie hat ein fast mütterlich-freundliches Herz auch für meinen Bruder und mich gehabt. Im Sommer fanden diese Stunden in dem ziemlich großen Regierungsgarten statt, und gegen Schluß des Unterrichts war entweder die Frau Sekretärin oder ihr Faktotum, ihre alte freundliche Dienerin, zur Stelle mit einer tüchtigen Portion Johannisbeeren, auf Rebenblättern gelagert. — Ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihrem und unserm Hause erhielt sich lange über die Zeit hinaus, in welcher sie unserer Dienste für ihren Otto bedurfte.

Einst verspätete ich mich für diese Stunde. An der Dompropstei vorübergehend, ward ich Zeuge davon, wie ein Arbeiter vom Dach derselben herabstürzte. Es war ein stets besoffener Maurer namens Speinle. Er hatte beim Aufschlagen auf das harte Trottoir den Hals gebrochen, atmete aber noch und wurde von uns Umstehenden in der Vorhalle der Dompropstei niedergelegt. Ein nahe wohnender Priester wurde herbeigeholt, um den Todeskandidaten zu „versehen". Hätte derselbe noch beichten und kommunizieren können, so würden alle Anwesenden vom Priester angewiesen worden sein abzutreten. Aber er war bewußtlos, und der Tod saß ihm auf der Zunge. So sah ich denn eine letzte Ölung mit an, wie sie unter Salbung der Augen, Ohren usw. nach dem römischen Ritual vor sich ging. — Frau Schauberger hatte den Mann auch gekannt und wunderte sich nur, daß ihn ein solcher Unfall nicht längst getroffen.

Noch eines sehr begabten Knaben, den ich längere Zeit im Latein unterrichtete, möchte ich hier gedenken: Julius Erzberger, Sohn eines Bankiers. Ihm war das Lernen ein Kinderspiel, mir das Lehren eine Freude. — Von andern Informationen, die auch in diese Zeit fielen, weiß ich nicht mehr viel zu sagen.

Diese Privatstunden aber, die alle anständig, zum Teil sogar recht gut bezahlt wurden, machten es mir möglich, aus

meinem Taschengeld mir die Bücher anzuschaffen, die ich mir jeweils nebenher wünschte. Denn die für die Klasse nötigen bezahlte immer der Vater. So habe ich bei meiner Münchener Meßtante Schäfer einen Homer mit nebenstehender lateinischer metrischer übersetzung erstanden, einen Horaz mit Daciers Noten, einen Terenz aus dem sechzehnten Jahrhundert, „gereinigt" von einem Jesuiten, und allmählich auch eine ganze Anzahl Werke deutscher Klassiker, so daß ich später auf die Universität schon eine ganz hübsche Bibliothek mitnahm und auch in den Verkaufsräumen der Augsburger Bücherantiquariate von Windprecht und von Fidelis Butsch Sohn wohlbekannt war. Leid tut mir's, daß ich von all diesen Büchern nur noch ein paar zur Hand habe. Die meisten sind, als ich zum erstenmal nach Amerika ging, in Deutschland geblieben, weil ich schon so viele Theologica mitzuschleppen hatte, daß ich auf jene als auf Entbehrliches verzichtete. Man findet aber später aus, daß man gerne gerade die Schulbücher und Grammatiken usw., mit denen man sich so viel zu beschäftigen hatte, wieder nachsehen möchte. Man ist eben darin bereits orientiert; in den neueren, wenn auch besseren, die man nachschafft, muß man es erst werden, wenn man überhaupt noch dahin kommt.

19. Ferienreisen in die Alpen.

Das Schuljahr schloß damals meist in den ersten Tagen des August, das neue begann zu Anfang Oktober. Dadurch ergab sich eine Ferienzeit von sieben bis acht Wochen. Solange ich noch bei St. Anna war, war es Brauch, den Schülern Ferienaufgaben zuzuteilen: übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische oder umgekehrt, auch wohl ein paar deutsche Aufsätze, damit man „doch in der übung bleibe und nicht alles wieder vergesse". Später kam das in Wegfall, ich weiß nicht, ob infolge ministerieller Verfügung, oder weil man einsah, es komme doch nichts Rechtes dabei heraus, dieweil das Abgelieferte doch nicht oder nur flüchtig durchgesehen wurde. Jedenfalls war es besser, die Ferienzeit nicht mit Arbeiten zu belasten, ausgenommen die solcher Nachprüflinge, die in einem wichtigen Fach ziemlich zurück waren und durch private Nach-

hilfe auf das Niveau der Klasse mit mäßiger Anstrengung gelangen konnten. Ferien sollen wirklich Ferien sein.

Die Monate August und September waren auch für uns Süddeutsche, die wir den Alpen so nahe wohnten, besonders günstig für Ferienreisen dorthin. Uns solche zu erlauben, war der Vater immer bereit. Wenn auch sonst ökonomisch und sparsam gewirtschaftet wurde, so rückte er doch für diesen Zweck immer mit Geld heraus. Hatten wir gute Zeugnisse erhalten, Preise davongetragen, so gab er wohl jedem von uns 25 Gulden und ließ uns Brüder eine Alpenwanderung machen. Der Vater selbst, dem das viele Reden in der Schule und der Schulstaub ein chronisches Kehlkopfleiden zugezogen hatte, mußte während seiner etwas kürzeren Schulferien nach ärztlicher Verordnung jetzt dieses, dann jenes Bad gebrauchen: Bad Kreuth, Kissingen, Ems; in der Regel aber kehrte er früher heim, als er es sich vorgenommen. Auch ging er wohl einmal nach Passau oder nach Wien. Als mein Bruder und ich unsere erste Alpentour machten, begleitete er uns eine Strecke weit. Erst nach München. Dort war uns von früheren Besuchen her vieles bekannt, was dieses Isar-Athen seit der Regierung des kunstsinnigen Ludwig I. an schönen Kirchen, Palästen und Kunstsammlungen aufzuweisen hatte. Darum fuhren wir damals gleich weiter nach Holzkirchen, und von da ging es dann per pedes apostolorum nach dem schönen Tegernsee. (Keiner von uns ahnte, daß der Vater dort einst in der Klinik des Herzogs Karl Theodor, des berühmten Augenarztes, sich einer Staroperation würde unterziehen müssen.) Wir ließen uns über den See fahren — das war die erste Kahnfahrt in meinem Leben —, auf der uns das stämmige Fischermädchen durch seine naturwüchsigen Bemerkungen recht gut unterhielt. Nun wanderten wir in das eigentliche Gebirge hinein, zunächst nach dem Dorfe Kreuth. Diese mehrstündige Abendpromenade ist mir noch sehr gut in Erinnerung. So sehr jeder von uns das bescheidene Handgepäck, das wir im Ränzchen mit uns führten, spürte und es bald auf diesen, bald auf jenen Körperteil ablagerte, so war doch das Entzücken darüber groß, uns jetzt in den Bergen zu befinden, die wir von Augsburg aus an hellen Tagen nur in grauer Ferne wie eine Theaterdekoration am

südlichen Himmel im Profil gesehen hatten. Die munter von den Bergen herabstürzenden Quellen und Bäche, die dem See zueilten, die von der untergehenden Sonne noch vergoldeten Berggipfel, während wir im schattigen Tal wanderten, der würzige Duft der Alpenflora, der treuherzige Gruß der Begegnenden: „Grüß' Gott!" oder „Gelobt sei Jesus Christus!" — das alles war uns so neu und frisch, daß wir Last und Müdigkeit vergaßen und erst in der Nachtherberge die letztere wieder spürten. Und als dann die Wirtin versicherte, in dem Zimmer, das sie uns anwies, habe letzte Woche der Herzog Karl Theodor eine Nacht geschlafen, da hätten wir nicht Bayern sein müssen, wenn wir nicht in dieser Nacht um einen halben Zoll gewachsen wären. Wir bezahlten denn auch nächsten Morgen, wenn auch nicht herzoglich, doch wenigstens freiherrlich und marschierten dann nach dem Bad Kreuth, meinem Vater schon von früher her bekannt mit seinen vielen schönen Aussichtspunkten. Dort verweilte auch zur Kur Professor Gürsching, mit dem eine freundliche Begrüßung stattfand, und dem wir unser nächstes Wanderziel nannten. Er konnte uns sagen, wo wir am besten bei Glashütten von der Straße aus rechts abbiegen müßten, um über den Berg nach Lenggries an die Isar zu kommen; von da wollten wir durch das Jachenautal an den Walchensee. Wir nahmen uns aber dann doch einen Führer, der uns so weit brachte, daß wir vom Berg (Roßstein) aus den Platz sahen, wo wir über die Isar mußten. Ein Weib fuhr uns über den damals ziemlich wilden Fluß, und bald nahm uns das tiefdunkle Jachenautal auf, in dem wir nun etwa vier Stunden lang bis zum Dorf Jachenau zu wandern hatten. Eine reiche Bauernschaft lebt dort, ziemlich abgeschlossen vom Verkehr mit der übrigen Welt, stolz und selbstbewußt. Nur selten einmal wurde von der Straße aus einer der stattlichen Bauernhöfe sichtbar, die dort seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn sich vererben. Der Jachenauer heiratet nur eine Jachenauerin; darum ist dort alles miteinander verwandt. Wer auch nur von einem benachbarten Seitental herstammt, gilt nicht für ganz voll. Von der langen Fußwanderung ermüdet, blieben wir dort über Nacht und rieben uns die schmerzenden Füße ein mit etwas Hirschtalg, den man

sich für eine Alpentour von Hause mitnimmt. In aller Frühe ging's nun weiter nach einem recht substanziellen Frühstück dem Walchensee zu nach Urfeld.

Dort beim „Jäger am See" verabschiedete uns der Vater. Er wollte über den Kesselberg an den Kochelsee; wir aber sollten nun ohne ihn nach freiem Belieben unsere Wanderung fortsetzen, soweit Lust und Beutel reichen würden. Das war sehr verständig gedacht. Bei Urfeld hatten wir dann eine Dame vom Ostseestrande getroffen, die mit ihren Kindern eine Sommerfrische hier verlebte und viel von ihrer Heimat erzählte. Wir sahen sie hernach über den See rudern, nahmen aber, da wir bis zum Abend noch nach Partenkirchen kommen wollten, ihre Einladung zur Mitfahrt nicht an. Der Walchensee hat, im Gegensatz zu dem freundlichen Tegernsee, einen ernsten, düsteren Charakter; er ist bis zu 600 Fuß tief. Die waldbewachsenen hohen Berge treten an seine Ufer ganz nahe heran und steigen in einem Winkel von 60, 70, auch wohl 80 Grad empor. Es war nicht viel Leben auf dem See wahrzunehmen; nur beim Dorf Walchensee selbst sahen wir eine größere Anzahl von Kähnen, die bereit liegen, am Sonntag die Bevölkerung über die Bucht hinüberzuführen zum „Klösterl", wo auch Kirche und Pfarrwohnung sind. Dann zogen wir weiter nach Partenkirchen. Dort sahen wir uns am Fuß der Zugspitze, des höchsten Berges im bayrischen Hochland. Im Fremdenbuch der „Post" fanden wir, wie in dem des Dorfes Kreuth, die Namen mancher Freunde und Bekannten, die vor uns denselben Weg gewandert waren und ihrer Begeisterung für die Wunder der Alpenwelt Ausdruck verliehen hatten. In Jachenau hatte es kein Fremdenbuch gegeben; wer weiß, ob Tinte und Feder im Gasthaus aufzutreiben gewesen wären. Partenkirchen war der südlichste Punkt unserer Reise. Von hier aus traten wir allgemach den Rückweg an über Murnau, Weilheim und München. Es war wohl keine lange Reise gewesen, diese erste Gebirgsreise — sie hatte nur einige Tage gedauert —, aber sie hinterließ in uns beiden starke, dauernde Eindrücke und erweckte die Sehnsucht nach einer zweiten, größeren. Eine solche fand statt, als mein Bruder das Gymnasium absolviert hatte. Da reisten wir beiden über München

und Rosenheim an den Chiemsee, auf die Herreninsel, die aber damals noch nicht das pompöse Schloß aufzuweisen hatte, das Ludwig II. später mit ungeheurem Aufwand dort errichtete (und die Kosten schuldig blieb). Dann besuchten wir Wildbad Adelholzen, Innzell und Reichenhall. Von da ging's nach Berchtesgaden, dem schönsten Punkt des bayrischen Hochlandes. Dort im Hotel Watzmann nahmen wir Quartier, teuer, mit kleinen Portionen, aber desto mehr Wanzen, die ich dort zum erstenmal in meinem Leben persönlich kennen lernte. Wir sahen nicht wenig zerstochen aus am andern Morgen, ließen uns aber, nachdem wir uns versichert, daß wir von ihnen frei waren, den Spaß nicht weiter verderben, sondern lustwandelten hinaus zu dem grandiosen Königs- oder Bartholomäussee, ließen uns in einem Baumnachen bis zum Kesselfall überfahren und blieben dort mehrere Stunden. Dann besichtigten wir das Berchtesgadener Salzbergwerk, das uns mit seinem Salzsee mitten in der Bergestiefe sehr imponierte. Hierauf fuhren wir nach Salzburg. Einige wunderschöne Tage hintereinander — eine Seltenheit in dem regnerischen Salzburg! — konnten genügen, uns mit seinen Naturschönheiten und sonstigen Herrlichkeiten bekannt zu machen. Dann zogen wir über Hallein an den Gollinger Wasserfall und auch weiterhin immer salzachaufwärts; vorbei an den „Öfen", wo sich der Fluß mit Getöse den Weg durchs Gebirge bricht, vorbei an Hohenwerfen mit seinen Kasematten, in denen einst der elende Fürsterzbischof Leopold Firmian von Salzburg Hunderte und aber Hunderte seiner lutherischen Untertanen gefangen halten und quälen ließ, ehe es ihnen so gut wurde, daß sie als Emigranten um ihres Glaubens willen das Salzkammergut verlassen konnten. Wir kamen nach St. Johann, nach Lend nahe Gastein, nach Zell am See, nach Taxenbach, bis wir in Wörgl die Eisenbahn wieder erreichten, die uns über Rosenheim heimbrachte. Auf dieser Tour durch das Salzkammergut haben wir zweimal Gelegenheit gehabt, mit den Wirtsleuten, bei denen wir übernachteten, ins Gespräch zu kommen, einmal nahe dem Gollinger Wasserfall, einmal hinter Taxenbach. Wir fanden die Leute, obschon sie uns als Protestanten erkannten, weil wir bei ihrem Tischgebet das Zeichen des Kreuzes nicht mitmachten, doch für

ein religiöses Gespräch, das sich ergab, wirklich interessiert, aufmerksam und nicht intolerant. Dies ließ uns glaublich erscheinen, was wir gelesen hatten, daß unter den Katholiken des Salzkammergutes noch viele verwandte Nachkömmlinge der Salzburger Emigranten leben, welche recht gut wissen, daß jene Emigranten wirklich fromme, gottselige Leute waren, die nicht um übeltat willen, wie es der gottlose Fürsterzbischof hatte die Welt glauben machen wollen, aus dem Lande vertrieben wurden, das ihnen eine teure irdische Heimat gewesen war, die sie aber drangaben um des Jerusalems willen, das droben ist.

20. Die Verwandtentour. Gegenbesuche.

Aber die Schwestern gingen auch nicht leer aus. Wenigstens alle paar Jahre einmal wurde die Verwandtentour angetreten, an der sie sich auch beteiligten. Dann ging's auf die Reise mit schwerem Handgepäck, darunter ein berüchtigter, langgestreckter Reisesack, den wir einander auf Wanderungen immer gern bald abtraten. Zuerst mit der Bahn nach Wassertrüdingen, von da zu Fuß zum Großvater nach Obermögersheim. Der lebte dort im Ruhestand, nachdem er ein halbes Jahrhundert Schule gehalten. Bei ihm und der Großmutter lebte auch eine verwitwete Tochter Luise. Diese war (wohl in den 50er Jahren) mit ihrer Schwester Babette nach Amerika gezogen, hatte in Detroit mit ihrem Mann eine Grocery gehabt und war nach ihres Mannes und der Schwester Tod mit ihren beiden Kindern, Emilie und Marie Hahn, wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Diese beiden amerika-gebornen Kusinen, etwas jünger als wir, waren dann unsere täglichen Spielkameradinnen, und wir haben uns neben der Ortskirche auf dem von uns Ludwigsplatz getauften freien Platz und um das Schulhaus herum auf dem Schubkarren abwechselnd umhergefahren, haben in der Scheuer auf der Leiter und von den Heustöcken herab unsere Turnübungen angestellt, haben zum Betläuten am Abend und Morgen, und wann es sonst die Gewohnheit mit sich brachte, die Glockenstränge gezogen, die Turmuhr aufgezogen oder auf dem Kirchhof Obst gesammelt. — Obermögersheim hatte zwei Kirchen, beide mit Orgeln ver-

sehen. Die eine war mitten im Kirchdorf, die andere auf dem Kirchhof, welche nur bei Leichen gebraucht wurde, aber eine Silbermannsche alte Orgel hatte. Das auf dem Kirchhof wachsende Obst — und es gab viele Fruchtbäume dort — gehörte mit zum Gehalt meines Großvaters. Für diesen Teil seiner Einkünfte hatten wir das lebhafteste Interesse, und wenn wir eine Weile abwechselnd Orgel gespielt und Bälge getreten hatten, widmeten wir uns dem Sammelgeschäft und dem Essen. Für den letzteren Teil unserer Kirchhofsfreuden interessierten sich auch einige dem Kirchhof benachbarte Bauernjungen, jedoch nächtlicherweile, anonym und uneingestandenermaßen; denn wenn der Großvater sie koramierte, pflegten sie zu sagen, sie möchten solches Obst gar nicht, das auf dem Kirchhof gewachsen sei. Wir mochten es. Aber als später die Kusinen das Haus des Großvaters verließen, erntete derselbe je länger, je weniger.

Des Großvaters Jugend und Mannesalter war in die Zeit des gröbsten Rationalismus gefallen. Das war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die rationalistischen Phrasen des alten Dinter waren ihm recht geläufig. Aber wenn er mit den Seinen den Morgen- und Abendsegen betete, dann waren es doch Gebete aus der orthodoxen und pietistischen Zeit. Wie oft hab' ich ihn abends beten hören:

Kommt nun mein letztes Stündlein heran,
So nimm, HErr Christ, dich meiner an
Und führ' mich aus dem Jammertal
Zu dir in deinen Himmelssaal!

Alle seine Söhne waren Schullehrer geworden. Der Großvater ist im Alter von sechsundneunzig Jahren gestorben.

In seinem Haus aus dem Mund der Tante Luise habe ich zuerst gehört, daß es „Missourier" gebe, nämlich missourische Lutheraner. Sie und ihr Haus hatten in Detroit nicht zu denselben gehört, sondern über sie vernommen, daß das rückständige, fanatische Leute seien. Auch die Namen Fick und Schaller waren ihr bekannt. Sie selbst mochten wohl in die Kirchen der sogenannten Evangelischen gegangen sein. Sie hätten Tränen vergießen müssen, wenn sie dort die Vorspiele und Nachspiele hörten, die ihre Brüder daheim auch gespielt

hätten. Die Tante las mit Vorliebe die „Gartenlaube", und ein paar alte Jahrgänge derselben wurden von uns auch hervorgeholt, wenn wir uns im Spiel ausgetollt hatten.

Eine andere Schwester meines Vaters, Marie, war in dem benachbarten Streudorf an einen Wirt, der zugleich einen kleinen Spezereiwarenhandel betrieb, verheiratet. Deren Anwesen war umgeben von einer langen, dichten Haselnußhecke, die den ausschweifendsten Liebhaber von Haselnüssen hätte zufriedenstellen müssen. Leider war der kinderlose Onkel Salomon sehr schwerhörig, daher die Unterhaltung mit ihm eine ziemlich anstrengende Sache, selbst für die Tante, geschweige für andere. Meist war unser Aufenthalt dort nur kurz; ich erinnere mich wenigstens nicht, daß wir je dort über Nacht blieben, sondern wir gingen dann noch über Gunzenhausen nach Dornhausen, wo eine andere Schwester meines Vaters, Emilie, mit dem Lehrer Scherer verheiratet war. Das war ein ganz ideales Schulhaus. Das Ehepaar von derselben Güte, Milde und Gastfreundlichkeit, wie man sich Philemon und Baucis denkt, nur noch in den besten Jahren und mit einer Tochter Emilie, „Minele" genannt. Das „Minele" hat uns im elterlichen Obstgarten und auf dem Kirchhofe die besten Sorten von Pflaumen, Birnen und Reineclauden (von ihr Reniglos genannt) gezeigt und geholt. Wie ich einmal sehr heftiges Zahnweh hatte, sagte sie im Ton des tiefsten Mitgefühls: „Hätt's lieber i." Mehr kann man von keiner Kusine verlangen. — Der Onkel war nicht nur ein Lehrer, sondern auch ein Organist und Küster, wie er sein muß, mit einem natürlichen und wohlausgebildeten Sinn für das kirchlich Schickliche. Er hat aus seiner mäßig großen Orgel herausgeholt, was irgend drin war. Bei Taufen, bei Leichenbegängnissen, oder wenn er bei Hauskommunionen zu assistieren hatte, trug er ein „Kasualienmäntelchen", das ihm recht gut stand, seine kleine, bescheidene Figur etwas ansehnlicher machte und ihm einen halb klerikalen Anstrich gab. Sein Dornhausen war ihm der reizendste Platz auf der Welt. Von welcher Himmelsgegend oder Höhe aus er es auch betrachtete, er fand immer eigene Reize, während Nichteinheimische weniger davon begeistert waren. — Der Pfarrer des Orts war der bekannte

Wilhelm Redenbacher, der einst in der Kniebeugungsfrage gegen König Ludwig I., seinen Minister Abel und gegen J. J. Döllinger mannhaft das Recht der protestantischen Soldaten verfochten hatte, die papistische Monstranz nicht durch Kniebeugen oder Präsentieren des Gewehrs grüßen zu müssen.

Pfarrer Redenbacher.

Er war darüber von Ludwig I. abgesetzt und elend gemaßregelt worden. Nachdem Maximilian II. König geworden war, machte er das Unrecht seines Vaters insofern wieder gut, als er Redenbacher rehabilitierte und nach Dornhausen versetzte. Das ist eine der einträglichsten protestantischen Pfarreien Bayerns bei verhältnismäßig geringer Anstrengung; denn Dornhausen ist ein kleines Dörfchen. Aber Redenbacher hat dort die Zeit, die ihm frei blieb, gut ausgekauft. Er hat die recht gut ge-

schriebene, mit christlichem Maß messende „Weltgeschichte“ in drei Bänden und noch manche andere gute Bücher verfaßt, die ihm in der protestantischen Landeskirche Bayerns mit Recht ein dauerndes Andenken sichern. Die von ihm herausgegebenen Predigten und Kasualreden zeichnen sich durch biblische Einfalt und Klarheit aus. — Sein jüngster Sohn Theodor hat nachher das Minele geheiratet; und ich habe nach meiner Verheiratung (1875) und dann wiederholt, zuletzt im Jahre 1894 mit meiner lieben Frau, in seinem schönen, behaglichen Familienkreise manche frohe, angenehme Stunde verlebt.

Aber auch die Geschwister der lieben Mutter wurden bei solchen Verwandtentouren beileibe nicht vergessen. Sie lebten alle in Westheim, 1¾ Stunden von Öttingen. Ich hatte schon als ganz kleiner, noch nicht schulpflichtiger Junge, als wir noch in Nördlingen waren, dort einmal einen ganzen Winter verlebt, und eine (vor meiner Geburt) als kleines Mädchen dort während eines Besuchs verstorbene Schwester, Karoline, liegt auf dem Westheimer Kirchhof begraben. Wenn wir in den Ferien nach Westheim kamen, waren sie dort meist mit der Ernte beschäftigt und wir so ziemlich ganz unsern Neigungen überlassen. Bald kehrten wir beim „Stockervetter“ ein, der eine Schwester meiner Mutter hatte und lange Jahre Bürgermeister des Orts war, bald beim „Metzgervetter“, einem Bruder der Mutter, bald beim Vetter Oberhauser, dessen Frau Bäbi (= Barbara) meiner Mutter jüngste Schwester war. Allermeist aber waren wir auf dem Maierhof, den ein Bruder der Mutter hatte, der uns in seiner „öberen Stub'“ beherbergte. Das war damals der ansehnlichste Hof des Dorfes, und dort wohnte auch auf ihrem Altenteil im eigenen Hause die Frau Dot, der Großmutter Schwester, die uns sehr verzog, während die auch noch beim Metzger lebende Großmutter selbst, der wir leicht zu laut wurden, das nicht für nötig fand. — Ich wollte, ich hätte die Feder Melchior Meyrs, der das Leben der Rieser Bauerndörfer so wunderschön geschildert hat; dann könnte ich über die Westheimer Tage ein kleines Buch voll kurzweiliger Geschichten schreiben. Viele, viele Freuden sind uns durch diese Verwandten zuteil geworden; und in dankbarer Erinnerung kehrt mein Gedächtnis oft an diesen Ort unsers

Kinderparadieses zurück. — Mein Bruder Ludwig wurde später in Westheim Vikar des alten Pfarrherrn und Seniors Benjamin Schmidt, der lange an dieser Gemeinde im Segen gearbeitet hat und nun dort inmitten seiner Herde dem Tag der Auferstehung entgegenschläft.

Dort in Westheim war einst Stählin Pfarrer gewesen, der Vater des späteren Oberkonsistorialpräsidenten Ad. v. Stählin und seiner zahlreichen Geschwister, von welchen etliche mit meiner Mutter zur Schule gegangen waren, unter ihnen Mine Stählin, die in Augsburg bei Gürschings wohnte und von Zeit zu Zeit meine liebe Mutter besuchte. Dann unterhielten sich beide Frauen von Altem und Neuem. — Auch die Westheimer Verwandten sowie die des Vaters kamen zum öftern zu uns zum Besuch nach Augsburg. Sie wurden stets mit großer Freude willkommen geheißen, die bei uns Kindern nicht ganz ohne Beimischung von Eigennutz war, nicht sowohl wegen der verheißungsvollen Schachteln, welche die Westheimer mitzubringen pflegten, als weil dann aufgetischt wurde, was Küche und Keller vermochten, und was auch unsererseits willfährigste Aufnahme fand. Gelegentlich kam meines Vaters Bruder Ludwig, Lehrer in Unterschwaningen (später auf einem Spaziergang vom Schlag getroffen), oder auch sein jüngster Bruder Wilhelm, Lehrer in Nürnberg, mein Pate. Einst kam dieser aus dem Bade zurück, und nun wortwechselten der Vater und er, ob ihn das Bad gestärkt oder geschwächt habe. Er, als der nächste dazu, behauptete: „gestärkt", mein Vater, der schon öfter in Bädern gewesen, meinte: „geschwächt". Durch gutmütiges und verständiges Zureden der Mutter blieb die Streitfrage in suspenso, bis der Erfolg entschieden habe. — Einst kam auch der Großvater. Während seiner Anwesenheit gab es großen Feueralarm. Die Kunstmühle vor dem Wertachbrucker Tor brannte, ein sehr langes, tiefes, sechs Stock hohes Gebäude. Wir Kinder rannten mit dem Großvater hin. Da war es denn, nachdem lange Zeit dicker, schwarzer Rauch das Gebäude eingehüllt hatte, ein — von dem Schrecklichen abgesehen — fast glorios zu nennender Moment, als mit einem Mal die Flamme zu all den vielen Fensteröffnungen gewaltig herausschoß. Die zahlreiche Menge wich vor des Feuers Hitze rück-

wärts und schob sich ineinander. Da plötzlich hatten wir den Großvater verloren und er uns; doch fand er sich recht bald nach uns wieder daheim ein.

Kamen die Verwandten der Mutter vom Lande, so bot Augsburg, auch wenn nicht gerade Messe oder Dult war, doch Schönes und Sehenswertes genug, das man ihnen zeigen konnte; und auch der Markt, seine Produkte und deren Preise waren stets für sie von Interesse.

Auch Freundinnen der Schwestern besuchten uns häufig: Mina und Berta Rabus, zwei Pfarrerstöchter aus Mönchsdöggingen; Frl. Lina Bader aus Nördlingen, die in dem größten Bijouteriegeschäft Augsburgs Ladnerin war; die Tochter eines Kollegen meines Vaters, Angelika Klein; und ein äußerst bescheidenes jüdisches Fräulein Hayman. Beteiligten sie sich an unsern Spaziergängen an den Sonntagnachmittagen, so wurde durch sie die Unterhaltung belebter.

21. Das letzte Jahr bei St. Stephan.

Als mein Bruder im Sommer 1868 von Erlangen nach Hause kam, machte er mich darauf aufmerksam, daß ich in meinem letzten Jahr bei St. Stephan nun auch Hebräisch treiben solle, wenn ich Theologie studieren wolle; denn es werde ein Admissionsexamen im Hebräischen abgenommen. Nun war ich zwar damals noch nicht entschlossen zu diesem Studium, sondern hatte Lust, mich der Mathematik zu widmen; aber die Briefe meines Bruders von Erlangen aus und noch mehr die täglichen Unterhaltungen mit ihm während der Ferienzeit änderten meinen Sinn wenigstens dahin, daß ich dachte: Ich kann ja Hebräisch lernen (wie auch mein Bruder bei P. Zillober Unterricht darin genommen hatte); ich habe ja immer noch freie Hand, was ich werden will. Denn der Vater ließ uns darin volle Freiheit. So begann denn mein Bruder, mir das Lesen und die Elemente des Hebräischen beizubringen noch während der Ferien. Als ich mich bei Beginn des letzten Schuljahrs dann deswegen an Rektor Rauch wandte, sagte der: „Ich weiß nicht, ob sonst ein Student Unterricht im Hebräischen will; aber geh zu Prof. Zillober und frag' den darum!" Der P. Zillober wußte, daß ich seinen Geschichtsunterricht nicht be-

suchen würde. Gleichwohl war er bereit. Es hatte sich sonst niemand gemeldet für das Hebräische. Von den Katholiken, die Theologie studieren wollten, wurde für den Anfang die Kenntnis des Hebräischen nicht verlangt. Daher verging manches Jahr, ohne daß es auf dem katholischen Gymnasium gelehrt wurde. Mit meinem Bruder hatten zwei Jahre zuvor noch etliche sich gemeldet, mehr der Kuriosität halber, als weil sie Verwendung dafür erwartet hätten. — P. Zillober bestimmte, ich solle, während meine Klassengenossen Religionsunterricht bei P. Brunner hätten, zu ihm aufs Zimmer kommen. Da gab er mir eine hebräische Grammatik (ich glaube, von Gläser) und eine von dem Linzer Bischof Gall besorgte Psalmenausgabe auf Schreibpapier mit breitem Rand. Er ließ mich lesen, stellte einige Fragen und sagte dann: „Bis zum nächstenmal nehmen wir den ersten Psalm." Was blieb mir anderes übrig, als mir die nötigen Präparationen zu den ersten Psalmen zu kaufen? Das tat ich denn auch.

Wenn ich kam, war meist noch der Barbier bei ihm. Bis der fertig war, wurde de omnibus et quibusdam aliis rebus gesprochen.*) Dann ging's an die Arbeit. Die Grammatik war nicht so übel; sie enthielt längst nicht so viel Material wie Gesenius-Rödiger, sondern beschränkte sich auf das Nötigste und Elementare. Die Paradigmen des Verbums wurden nach und nach gelernt und abgehört, ebenso eine Anzahl Vokabeln, und dann wurde, so gut es gehen wollte, analysiert. Ich hatte aber dabei doch immer ein Gefühl der Unsicherheit, das mich auch während des ganzen Jahres nicht verließ.†) Im Jahres-

*) Nach Ostern 1869 erzählte ich ihm einmal, es sei Nachricht aus Venedig gekommen, daß der dortige protestantische Seelsorger, der Augsburger Schmedding, ertrunken sei. „Den haben die Pfaffen dort abgemurkst", sagte Zillober. „Nein", sagte ich, „er ist fehlgetreten; anstatt zur Haustür hinaus aufs Pflaster trat er zur unrechten Tür hinaus gleich ins Wasser." Aber ich mußte mich doch im stillen wundern über das, was Zillober seinen italienischen Glaubens- und Amtsbrüdern zutraute.

†) Obwohl ich im Herbst 1869 die Admissionsprüfung wahrscheinlich würde bestanden haben, wagte ich mich doch nicht daran, sondern verschob es aufs folgende Jahr, 1870, wo es mir ganz leicht fiel. Ich hatte einige Verse aus dem Buch Exodus zu lesen und zu analysieren.

bericht der Anstalt vom Jahr 1869 stand dann: „Mit dem Schüler der Oberklasse Wilhelm Krauß wurden die ersten 34 Psalmen gelesen und analysiert.“ Ich hatte die größere Ewaldsche Grammatik gekauft und wollte Prof. Zillober die schenken. Er nahm sie erst an, nachdem es der Abt erlaubt hatte.

P. Matthias Zillober war damals noch Ordinarius der Oberklasse. Er hatte ungeheuer viel gelesen, namentlich auf dem Gebiet der Geschichte. Zumal in der Geschichte der katholischen und protestantischen Höfe Europas vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert war er sehr orientiert und kannte auch die Geschichte ihrer Hintertreppen. Es war der Klasse bekannt, daß man von ihm wie von einem Konversationslexikon fast auf jede Frage eine Antwort erwarten konnte. Das wurde denn auch weidlich von den „Studenten“ gebraucht und mißbraucht. Mißbraucht, um ihn abzulenken von dem, was eben zu treiben war. Zillober brauchte sich nicht so wie Reinlein vorzubereiten, er „kannte seine Sache“ und ging Schwierigkeiten nicht aus dem Weg. Aber unvorbereiteten Schülern war es ein leichtes, ihn durch ihre Fragen auf ein Seitengeleise zu schieben und dort möglichst lange festzuhalten, bis ein guter Teil der Lehrstunde vorüber war. War im Homer, im Sophokles oder sonstwo in einer deutschen Stunde etwa von einer Belagerung die Rede, so kam wohl die Frage: „Herr Professor, wie lange würde es wohl dauern, Augsburg einzunehmen?“ Dann kam sicher die Antwort: „Ich habe einmal mit einem Offizier darüber geredet, der sagte: zwei Stunden.“ „Ach, nur so kurze Zeit, warum denn?“ Und so ging dann die Unterhaltung weiter. Oder Alexander Socher warf mitten in der griechischen Lektüre, für die er nicht vorbereitet war, die Frage auf: „Herr Professor, ist eigentlich die syrische Literatur groß?“ Dann sagte Zillober, was er darüber wußte, und eine Frage folgte der andern, bis es Zillober einfiel, daß das doch eigentlich gar nicht hergehöre, worauf er dann in halbem Unmut sagte: „Aber setzen Sie sich, Socher, Sie haben sich wieder nicht vorbereitet; Sirl, fahren Sie fort zu übersetzen.“ Dann ging es, bis wieder eine neue Frage aufs Tapet kam und neue Seitensprünge erfolgten. Daß dabei

wirklich nur der etwas lernte, der sich außerhalb der Lehrstunde darum bemühte, versteht sich um so mehr von selbst, als in Zillobers Stunden die Klasse fast immer unruhig war. Zillober merkte wohl, daß „da hinten, rechts, im Winkel aller Mißkultur" jeder Lärm seine Entstehung hatte; aber er fand die Störer nicht aus, suchte sie auch kaum mehr, weil er oft genug erfahren, daß nach hergebrachter Schulmoral niemand etwas gehört und gesehen haben wollte. Im übrigen war P. Zillober, wenn ihn nicht gerade das Kopfweh allzu sehr plagte oder ein anderes übel, ein zu allen Gefälligkeiten aufgelegter und bereiter Mann.

Gut war es aber für uns Primaner, daß wir für das Latein anstatt seiner eine junge Kraft erhielten, den späteren Rektor P. Narziß Liebert, der kurz zuvor den philosophischen Doktortitel sich erworben hatte durch seine Abhandlung De doctrina Taciti. Er las mit uns Horaz, mehrere Reden Ciceros und vor allem Tacitus, sowohl Abschnitte aus der Germania wie aus den Annalen. Als „ein junger Doktor, eben frisch aus der Esse kommen", war er mit Leib und Seele bei seiner Arbeit und freute sich mit uns, als im Laufe des Studienjahrs einmal der Universitätsprofessor Urlichs aus Würzburg bei einer Visitation der Anstalt einer seiner Tacitusstunden beiwohnte.

Die Geschichte Bayerns wurde nach dem Leitfaden von Sattler durch Dr. Brunner in einer Weise vorgetragen, daß man auf Schritt und Tritt, auch wenn von üblen Regenten zu reden war, die Verehrung deutlich merken konnte, die er für das bayrische Fürstenhaus empfand.

Bereits waren damals die Vorbereitungen im Gang für das im Dezember 1869 eröffnete Vatikanische Konzil. Die katholischen Zeitungen, kirchliche wie politische, erörterten schon lebhaft, was auf demselben wohl für Fragen zur Besprechung und Erledigung kommen sollten. Bald ließen die *Civilta* und andere päpstliche und jesuitische Organe keinen Zweifel mehr darüber, daß es sich vornehmlich um die Unfehlbarkeit des Papstes handeln werde. Nun zeigte es sich, daß unter der römisch-katholischen Klerisei Bayerns sowohl das Pro als das Contra zahlreiche Verteidiger hatte. Der Augsburger Bischof

Pankraz Dinkel, der nachher auf dem Konzil zu den Gegnern der Infallibilität des Papstes gehörte, ist damals öfters mit den Augsburger Benediktinern darüber ins Gespräch gekommen, und unter den Schülern der Anstalt war es eine gemeine Rede geworden, die meisten Professoren glaubten zwar an die Unfehlbarkeit ökumenischer Konzilien, es sei mit oder ohne Papst, aber nicht an die des Papstes ohne Konzil (geschweige gegen ein Konzil). Nur der und der Professor seien absolut für die päpstliche Unfehlbarkeit. Die Aufregung darüber stieg noch, als die von Döllinger teils verfaßten, teils inspirierten Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" zu erscheinen begannen, in denen die Fragen erörtert wurden, was denn zur Ökumenizität eines Konzils gehöre, und was dazu nötig sei, daß man seine Verhandlungen frei nennen, von einem freien ökumenischen Konzil reden könne.

22. Das Abiturientenexamen.

Indessen nahte für uns die Zeit des Abiturientenexamens heran; und da sich ein Teil meiner Leser gewiß dafür interessiert, wie es zur damaligen Zeit damit gehalten wurde, will ich es, soweit es mir noch in Erinnerung — denn es ist nun ein halbes Jahrhundert darüber vergangen —, getreulich berichten.

Dies Examen war teils schriftlich, teils mündlich. Das mündliche wurde in den letzten Tagen des Studienjahrs, etwa in der letzten Woche des Juli, abgehalten, das schriftliche schon einige Wochen früher. Für alle humanistischen Gymnasien des Königreichs Bayern (damals 26 an der Zahl) wurden die gleichen schriftlichen Aufgaben gegeben. Das Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übersandte sie versiegelt an die Gymnasialrektoren. Sie durften erst in dem Moment vom Rektor in Gegenwart der Schüler entsiegelt und eröffnet werden, wenn die Abiturienten zum Schreiben fertig in ihren Bänken saßen. Daher waren die Aufgaben auch den Rektoren und Professoren durchaus unbekannt. Für die Übersetzung aus dem Deutschen ins Latein wurden vier Stunden bewilligt, ins Griechische drei, ins Französische zwei, für den

deutschen Aufsatz drei, für Mathematik drei, für Geschichte zwei Stunden. (In der „Religion" waren die Aufgaben für Katholiken und Protestanten verschieden.) Zur selben Stunde schwitzten also die Abiturienten im ganzen Königreich über den gleichen Aufgaben.

Es war Verordnung, daß jede schriftliche Arbeit von zwei Professoren zensiert wurde. Aber der erste Zensor oder Korrektor durfte dem zweiten seine Zensur nicht mitteilen, bis dieser alle Arbeiten selbst durchgesehen und seine Zensur gebucht hatte. Alsdann entschied, wenn (in einer Sitzung der Gymnasialprofessoren) die Zensuren laut verlesen wurden, das arithmetische Mittel darüber, welche Zensur nun gelten solle, oder, wenn dies nicht anwendbar war, ein dritter Korrektor oder das Urteil des betreffenden Fachlehrers. Jeder Abiturient wußte somit, wenn er etwa den einen Korrektor als ihm ungünstig beargwohnte, daß dessen Urteil durch das des andern, kontrebalanciert sei. Und jeder Korrektor sah sich zur sorgfältigsten Durchsicht veranlaßt, auf daß er gerecht sei und sich auch nicht selbst durch ungehöriges Urteil blamiere.

Waren die schriftlichen Zensuren im Lehrerkollegium vereinbart, so folgte später das mündliche Examen. Dies wurde bei uns so abgehalten, daß je vier Abiturienten zwei Stunden lang vor dem grünen Tisch saßen, hinter welchem die Gymnasialprofessoren, der Rektor und wenigstens ein Regierungskommissär saßen und ihre Zensuren niederzeichneten, sowie man aus Homer, Demosthenes oder Horaz usw. übersetzt oder an einer Tafel mathematische Aufgaben gelöst hatte.

Über alle diese Zensuren schriftlicher und mündlicher Leistungen wurde ein genaues Protokoll aufgenommen; und alljährlich wurden von wenigstens zwei aus den 26 Gymnasien diese Protokolle sowie die schriftlichen Arbeiten vom Ministerium eingefordert, damit die oberste Behörde ein Urteil darüber gewinnen konnte, ob man an diesem oder jenem Gymnasium zu scharf oder zu gelinde zensiere. So geschah also alles, was nötig war, um dem Abiturienten die ziemlich sichere Gewißheit zu geben: meine Leistungen werden gerecht beurteilt werden.

Gaben die schriftlichen Arbeiten Kunde, wie weit man sich der klassischen Sprachen bemächtigt und im Gebrauch der Mut-

tersprache Gewandtheit und Sicherheit erlangt, sich auch in Mathematik und Geschichte das Anstaltspensum angeeignet habe, so war für die mündliche Prüfung, soweit sie Latein und Griechisch betraf, das Klassikerpensum der Prima gefordert; nur daß man im Homer irgendwo mußte übersetzen können. Die Vorbereitung auf dies mündliche Examen (ob man wohl wußte, daß es nicht so schwer ins Gewicht falle als das schriftliche), forderte doch eine mehrmonatige eifrige Repetition; und von Ostern an lernte, „ochste" und „büffelte" man von aller Frühe bis zum späten Abend, um in den verhängnisvollen zwei Stunden nicht mit Unehren dazustehen. Daher wurde denn auch, wenn das letzte Examen vorbei war, wenn die letzten vier ihr Purgatorium überstanden hatten, von der Absolvia noch vor dem eigentlichen Kommers, an dem ich mich übrigens nicht beteiligte, eine Festlichkeit veranstaltet, die ganz unter dem Zeichen stand: Strick ist entzwei und wir sind frei.

23. Disziplin. Kirchlichkeit. Ergänzungen.

Nach den Statuten der Anstalt war der Besuch der Wirtshäuser, die übrigens einen durchaus andern Charakter hatten als die amerikanischen Saloons, verboten, doch unter der Aufsicht begleitender Eltern zugelassen. Die zahlreichen Übertretungen dieses Verbots wurden, wenn entdeckt, bestraft, auch wohl mit Karzer. Körperliche Züchtigung widerspenstiger Lateinschüler (im Progymnasium) durch sogenannte „Tatzen" (Schläge mit dem Rohr auf die flache Hand) war in den Statuten gleichfalls noch vorgesehen. Wenn sie verfügt wurde, vollzog sie nicht der Lehrer, sondern der Pedell, dem für je vier erteilte „Tatzen" auch noch 6 Kreuzer zu entrichten waren.*) Ich kann mich aber keines Falles erinnern, wo auf diese Strafe erkannt wurde. Aber im vorletzten Jahr meiner Anwesenheit auf der Anstalt wurde der Wirtshausparagraph geändert, indem man den beiden Oberklassen gestattete, jede Woche zweimal (nach dem Abendessen bis ½8 Uhr) in einem bestimmten Gasthaus zum „Eisenhut" am Obstmarkt ihr Glas Bier gemeinsam zu trinken. Wer anderswo betroffen wurde,

*) Ähnlich so bei den Jesuiten; aber sicher nicht empfehlenswert.

sollte dann desto schärfer bestraft werden. Ich bin auch einigemal dort gewesen. Diese Einrichtung bestand meines Erinnerns nicht über ein Jahr. Denn es wurde doch auch auswärts gekneipt; auch jüngere Schüler taten es den älteren nach; und es mußten einige schwere Strafen verhängt werden.

Wenn Erlaubnis dazu vom Rektor eingeholt wurde, war auch der Besuch des Theaters und der Oper gestattet, ein in Augsburg nicht ganz billiges Vergnügen, da bei der Oper sogenannte „kleine Preise" nicht vorkamen. Die Gymnasien der Benediktiner, soviel sie sonst in ihren Einrichtungen den Jesuiten abgesehen hatten, wichen in dieser Beziehung von der Praxis derselben ab. Die erste jesuitische Studienordnung, die alte ratio vom Jahr 1591, machte sich ein Verdienst daraus, den Besuch der Schauspiele den auswärtigen Schülern eines Kollegs zu untersagen; nur zu den Hinrichtungen der Ketzer sollten sie geführt werden. Die galten als gottwohlgefällige spectacula.*) Als dann später zwar nicht das Ketzermaterial ausging, wohl aber der Westfälische Friede diese Art Schauspiele in sehr vielen Ländern ganz gewaltig beschränkte, fabrizierten die Jesuitenpatres für ihre Zöglinge selbst Schauspiele, die sie von ihnen aufführen ließen. Sie bilden eine ganze Literatur, sind aber von so läppischer und alberner Frömmigkeit, daß andere Orden nicht den Drang verspürten, sie zu übernehmen. — Bei uns erlaubte der Rektor älteren, auch wohl jüngeren Schülern den Theaterbesuch, wenn etwa Schillers „Wilhelm Tell" oder „Don Carlos" oder Goethes „Faust", „Götz von Berlichingen" oder Shakespeares „Hamlet" oder „Macbeth" oder sonst ein überall als „klassisch" geltendes Stück gegeben wurde. Hatte dann aber ein Theaterbesucher gestern abend gar zu stark für die Prinzessin Eboli gefühlt und saß heute schlaff und faul in den Stunden, so konnte der eine Weile warten, bis er wieder ins Theater kam.

Die Behandlung der Schüler war nicht rigoros. Ehrerbietung auch in äußeren Formen wurde erwartet; aber ein

*) *Ratio studiorum*. Romae 1591, p. 217: „Nec ad publica spectacula ac ludos . . . nec ad supplicia reorum, nisi forsan haereticorum, pueros dimittat Magister" etc.

gelegentliches freimütiges Wort war nicht unerhört und wurde nicht als Majestätsbeleidigung empfunden. Auf Gehorsam wurde wohl gedrungen, doch nicht so, als wenn die Schüler Novizen der Jesuiten wären. Es herrschte unter der Schülerschaft ein ziemlich frohgemuter Sinn.

Die „Religiosität", von der ja genug geredet wurde, zeigte sich aber weniger in wirklich christlichem Sinn als in äußerer Kirchlichkeit. Ich bezweifle gar nicht, daß es eine ganze Anzahl wahrer Kinder Gottes von aufrichtiger Frömmigkeit unter der großen Schülerschar gab. Aber zur äußeren Kirchlichkeit wurde das ganze Schuljahr hindurch angehalten. Kamen die Schüler von den Ferien zurück, so hatten sie ein Zeugnis mitzubringen von dem Priester ihres Ferienaufenthaltsortes, so daß sie sich auch da hinsichtlich ihres Verhaltens überhaupt und der „Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten" unter Aufsicht wußten. Wenn nach dem Rummel der Fastnacht der Rektor am Aschermittwoch jedem Schüler in der Kirche ein Kreuz von Asche an die Stirn machte und sie, einander anschauend, sich dann des Lachens kaum erwehren konnten, ging ihnen das nicht so hin.

Schüler, die mehr als andere ihr geistliches Leben pflegen wollten, schlossen sich wohl der Marianischen Kongregation an, deren Teilnehmer sich zu einer bestimmten Anzahl täglicher und wöchentlicher Ave-Marias usw. verpflichteten. Diese Kongregation wurde, was ihre Filiale auf den katholischen Gymnasien anlangte, noch während meiner Anwesenheit durch ein Ministerialreskript aufgehoben, und P. Luitpold Brunner hatte nun die ihm sehr schwerfallende Pflicht, die Angehörigen der Kongregation zusammenzurufen und ihnen das mitzuteilen. Das war manchen Schülern sehr willkommen, die sich in früheren Semestern leicht zum Beitritt hatten bewegen lassen, nun aber der Sache müde waren und doch nicht das Herz hatten auszutreten. Ich fragte nachher, was P. Brunner dabei gesagt habe, erfuhr aber nur, er habe das Aktenstück mitgeteilt, habe erklärt, der Verein der Anstalt sei als solcher also nun aufgelöst, denn man müsse gehorchen; aber er hoffe, jedes bisherige Mitglied werde auch ohne Verein sich in seinem Gewissen zu den bisherigen Andachten verbunden halten.

Ein Mitglied dieser Kongregation, einer meiner Klassengenossen, mit dem ich nicht selten über die Kontroverslehren sprach — er hätte mich gerne bekehrt —, forderte mich einmal auf: „O Krauß, wenn du nur einen Monat lang alle Tage einmal den ‚Englischen Gruß' beten wolltest, du würdest sehen, du wärest in einem Monat ein ganz anderer Mensch."

Ich sagte darauf etwa: „Das fällt mir gar nicht ein. Die Mutter Gottes ist nicht allgegenwärtig. In der Bibel steht, und wohl auch in eurem ‚Stadlbaur', daß nur Gott es ist. Ja, wenn die Maria jetzt vor mir stünde, würde ich auch zu ihr sagen: ‚Gegrüßet seist du, Maria! Der HErr ist mit dir; du bist die Begnadete unter den Weibern.' Ich freue mich auch drauf, daß ich sie einmal im Himmel sehen werde."

„Aber du kannst ja doch den ‚Englischen Gruß' beten; er steht ja doch in der Bibel."

„Da steht er; aber ich bin nicht wie der Engel Gabriel zu ihr gesandt. Und gebetet hat auch der den Gruß nicht."

„Wir beten ja auch die Maria nicht an."

„Ich weiß, ihr macht einen Unterschied zwischen anbeten und dienen. Aber in der Bibel steht nicht bloß: ‚Du sollst anbeten Gott, deinen HErrn', sondern gleich daneben auch: ‚und ihm allein dienen'. Hörst du's, ihm allein!"

„Ja, dann ist dir nicht zu helfen."

Ein anderer Klassengenosse wünschte mir in aller Wohlmeinung beim letzten Abschied wenigstens so viel Gnade von Gott, daß ich nach meinem Tod ins Fegfeuer käme, aus dem doch schließlich noch Errettung zu hoffen sei, und nicht in die Hölle, in die ich als Häretiker eigentlich gehöre. Ich erwiderte, daß wir beide von Haus aus in die Hölle gehörten, und daß uns davor nichts bewahren könne als der lebendige, herzliche Glaube an JEsum Christum, der für uns gestorben und auferstanden ist und uns von dem zukünftigen Zorn und der Hölle erlöst hat.

Auch nachdem ich längst nicht mehr im Kirchenchor mitsang, hörte ich in St. Stephan noch gar manche Predigten. Sie fanden immer so frühzeitig statt, daß ich darüber nie die Predigt in einer protestantischen Kirche zu versäumen nötig hatte. Meist predigte P. Brunner oder P. Lößl. — Gewiß, die fides,

quae creditur, fand in diesen Predigten Ausdruck. Die hohen Feste des Kirchenjahrs brachten es ja mit sich, daß die großen Tatsachen, auf denen der christliche Glaube ruht, genannt wurden. Auch die römische Sakramentslehre kam häufig zum Ausdruck. Vom Sichversenken in den biblischen Text aber war kaum etwas zu spüren. Das meiste war doch Moral und immer wieder Moral und papistische Werktreiberei. Sie machten den Hauptinhalt der Predigt aus. P. Brunner suchte mehr auf das Gemüt, P. Lößl mehr auf den Willen einzuwirken. Ihrer starken Dialekteigentümlichkeit taten die Prediger dabei nicht den geringsten Zwang an. Wahrhaft greulich aber war es anzusehen, wenn der Prediger einmal sein blaues Taschentuch herauszog, neben sich legte, sich den Schweiß abtrocknete, langsam eine Prise Tabak nahm und dann fortfuhr. Solche Kanzelungebühr kam doch bei keinem protestantischen Pfarrer oder Vikar der Stadt vor.*)

Was die äußere Erscheinung der Patres anlangt, so bildeten die sozusagen ausgeglichenen Männergestalten nicht die Mehrheit. Nicht wenige unter ihnen waren mager und hager; ihrer mehrere dick und schwammig mit stark gekupferter Nase und Doppelkinn. Wer auf dem katholischen Kirchhof an der Grabstätte der Benediktiner las, in welchem Alter sie von der Welt geschieden, der fand wohl, daß das vielen Gelehrten von sitzender Lebensart verhängnisvolle zweiundsechzigste oder dreiundsechzigste Jahr auch gar manche von ihnen weggerafft hatte; aber auffallend viele hatten schon das drei-

*) Das Tabakschnupfen war unter den Patres sehr verbreitet. Sie wußten sich etwas damit, gute Rezepte zur Bereitung des Schnupftabaks zu haben. Manche waren dem Schnupfen so leidenschaftlich ergeben, daß man an dem auf dem Boden zerstreuten Tabak immer gleich sah, wo sie ihr Wesen gehabt. Ein starker Tabakraucher wie ich sollte sich freilich eigentlich nicht über Tabakschnupfer mokieren, sonst droht ihm gerechte Vergeltung. — Als ich einst in Addison erwartet wurde und einige meinten, ich würde den Tag nicht mehr kommen, sagte, als ich doch kam, mein lieber Kollege Häntzschel, er sei sicher gewesen, ich müsse um den Weg sein, weil er in (dem vier Meilen entfernten) Elmhurst eine Rauchsäule habe aufsteigen sehen. Was blieb mir anderes übrig zur Anerkennung dieser seltenen Scharf- und Fernsicht, als daß ich ihm mein gutes Fernrohr anbot; das möge er nächsten Sonntag rechtzeitig auf die Elmhurster Kirche richten, die ihm dann so nahe sein werde, daß er die Leute singen höre.

unddreißigste oder vierunddreißigste Jahr nicht überlebt. Erklären sich die schwammigen Gestalten, die ja auch unter dem katholischen Weltklerus nicht selten sind, ganz einfach und ohne jeden Schein übler Nachrede aus der Menge der genossenen Speisen und Getränke bei einer Lebensführung, die nie von dem Gedanken gedrückt wird: Was werden wir essen und trinken? die vielmehr darüber ohne jede Sorge ist: so sind die mageren Gestalten und frühen Todesfälle unzweifelhaft vielfach zurückzuführen auf den unterdrückten Geschlechtstrieb bei versagter Ehe. Es sind doch nicht so ganz wenige Fälle, wo Mönche aus dem Kloster wieder ausgetreten sind. Ich finde im Gedenkbuch für die Studiengenossen von St. Stephan in Augsburg (1892, 8°) doch folgende Namen Ausgetretener: 1. Joh. Evang. Boll; 2. Max Huttler; 3. Leander Haas; 4. Michael von Böck; 5. Gallus Hofemann; 6. Franz Steigenberger; 7. Gregor Wiethaler; 8. Theodor Weber; 9. Beda Rohrmiller; 10. Albert Schnell; nicht zu reden von 11. Barnabas Schur. Mich wundert dies nicht, haben doch gar viele schon Profeß getan im Alter von zwanzig oder einundzwanzig Jahren, zu einer Zeit, wo sie noch nicht reif waren zu entscheiden, ob sie im Kloster zeitlebens würden leben mögen und leben können.

Wenn Luther einst von seinen Klosterbrüdern sagte: „Nur wenige wollten mit Ernst rechte, heilige Mönche sein, deren ich auch einer gewest; die meisten waren gute, sichere Leute, des sanften Pfaffen- und Klosterlebens wohl gewohnt, die niemals ihr Leben lang keine rechten geistlichen Anfechtungen geschmeckt" hatten, so traf das suo modo auch bei den Konventualen des Klosters zu St. Stephan zu. Fast jeder Schüler, wenn vor die Aufgabe gestellt, die einen wie die andern auf ein Stück Papier zu schreiben, würde bei den meisten kaum geschwankt haben, auf welchen Teil der Liste er sie zu setzen habe. — Von Streitigkeiten unter den Mönchen war indessen nicht viel wahrzunehmen. Dergleichen kam nicht leicht unter die Schüler. Auch konnte ja ein Mann, mit dem schlecht auszukommen war, durch den Provinzial einem andern Benediktinerkonvent zugewiesen werden. Wenn Luther gelegentlich redet von „dem Haß und Neid, dem nicht zu helfen ist, noch der versöhnt kann

werden, damit sie [die Mönche] sich untereinander beißen und fressen", so hat er da aus der Erfahrung heraus geredet, die er in Staupitz' Auftrag als Klostervisitator gemacht hat. Mir ist in dieser Beziehung nur der Wutschrei eines Paters erinnerlich, der einen andern, so daß man es weithin hören konnte, anbrüllte: „Du buhlst um die Gunst meiner Schüler." Sonst — wenn kein Schüler um den Weg war, der daran Anstoß nehmen konnte — mag ja allerlei in dieser Linie vorgekommen sein, wovon wir nur die Folgen sahen. Aber wir sahen sie auch wirklich.

Noch will ich einiger Männer gedenken, die nicht meine Lehrer gewesen sind. Von Rektor Rauch habe ich schon gesprochen, will aber noch etliche Worte beifügen. Er hat mich manchmal im Zimmer des Pedells getroffen, wo ich die Minuten zuzubringen pflegte, bis die Religionsstunde der Klassengenossen beendet war. Da sah er einmal in meiner Schulmappe eine Nummer des Hermannsburger Missionsblattes, ersuchte mich darum und sagte bei der Rückgabe: „Du, der Harms muß doch ein prächtiger Mensch sein." Rauchs Theologie war freilich keine andere als die des P. Brunner auch. Ich pflegte ihn später, wenn ich als Student von Erlangen oder Leipzig nach Augsburg in die Ferien kam, gelegentlich zu besuchen und fand ihn stets freundlich und herzlich und voll Respekts für meinen Vater. Als er am 31. Juli 1876 starb (ich war damals Pastor der „freien lutherischen Gemeinde in Baden"), las ich in Augsburger Zeitungen folgendes Schriftstück, das sich in seinem Nachlaß gefunden hatte: „An die Schüler der Anstalt. Indem der Unterzeichnete den Schülern der Anstalt für die ihm stets bewiesene Liebe und für die große Teilnahme während seiner langen Krankheit herzlich dankt, sagt er ihnen ein letztes Lebewohl mit der Bitte, seiner im Gebete zu gedenken. Zugleich ermahnt er sie sterbend, stets an Tugend und Religion festzuhalten, weil diese nicht nur das wahre Lebensglück begründen, sondern auch den einzigen Trost beim Sterben gewähren. Lebet wohl! Auf Wiedersehen im Jenseits. Euer Rektor Rauch. Im Juli 1876." Als ich das las, stand er vor meiner Erinnerung, wie er leibte und lebte. Aber es war doch so traurig, daß er auch im Angesicht des Todes

keine andern Bekenntnis- und Ermahnungsworte gefunden als diese, die jeder Rationalist auch hätte schreiben, ja deren sich fast auch der Heide Sokrates hätte bedienen können. Kann sein, wenn jemand zu ihm gesagt hätte: „Schreibe lieber: zugleich ermahnt er sie sterbend, an JEsu Christo, ihrem Heiland, festzuhalten, weil dieser Glaube nicht nur das wahre Lebensglück begründet, sondern auch den einzigen Trost beim Sterben gewährt", kann sein, er hätte geantwortet: „Meinetwegen; darin besteht ja vornehmlich Tugend und Religion, daß man an unserm göttlichen Erlöser festhält." Aber an seinem Kranken- und Sterbebett standen eben Mönche, die ihre eigene Gerechtigkeit vor Gott aufrichten wollen und sind der Gerechtigkeit Christi, die dem Glauben zugerechnet wird, nicht untertan.

Außer dem damals „regierenden" Abt Raphael Mertl befand sich bei St. Stephan auch noch der freiresignierte Abt Theodor Gangauf. Er war in dem stürmischen Jahr 1848 Rektor der Anstalt gewesen und wußte die jugendlichen Geister energisch auf dem Weg der Ordnung zu halten. Seit 1859 hatte er als Abt resigniert und lehrte vornehmlich am Lyzeum. Lange Jahre hindurch hatte er mit schweren körperlichen Leiden zu kämpfen. Er hat ein Buch über die Theologie Augustins verfaßt. Professor Thomasius von Erlangen hat ihn einmal in Augsburg aufgesucht, um mit ihm darüber zu reden. Davon wurde bei St. Stephan kein geringes Wesen gemacht.

Auch ein übergetretener Protestant befand sich unter den Anstaltslehrern, der P. Stephan Stengel. Er war mir gar nicht sympathisch. In einem kurzen Gespräch hatte er mir einmal gesagt, daß ihm nichts mehr zuwider sei als die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, ohne Werke. Es habe seinen Übertritt beschleunigt, daß Luther in bodenloser Willkür dieser Lehre zulieb die Epistel St. Jakobi aus dem Kanon habe werfen wollen. Stengel war damals Rechenlehrer an Lateinklassen, als solcher nicht besonders beliebt; später wurde er Direktor des Instituts für Höhere Bildung, auch Konservator der Sternwarte und schrieb für ein paar Dutzend Kalender jährlich die astronomischen Angaben.

Ich weiß nicht, ob in den Beichtstühlen der Stephanskirche außer den Schülern der Anstalt auch andere Leute beichteten. Ich glaube kaum. Die ganze Umgebung war in den Dom eingepfarrt. In der Stephanskirche, meist ganz angefüllt von den Schülern, sah man nur im Vorschiff etliche Männer und Frauen, die die Messe da noch etwas näher hatten als im Dom. Starb ein Domherr, so ging die Anstalt mit zur Leiche, was bei verstorbenen Priestern an andern Pfarreien nicht geschah.

Der damalige Bischof von Augsburg hieß Pankraz Dinkel. In seinen jüngeren Jahren hatte er die wenigen Katholiken in der sonst ganz protestantischen Stadt Erlangen seelsorgerlich bedient und auch ein Buch über die Realbenediktionen der römisch-katholischen Kirche verfaßt. Vielleicht hat er in Erlangen ausgefunden, was es um Gemeindegesang sei. Dem war er günstig. In der Augsburger Diözese hört man die katholische Gemeinde mehr singen als anderwärts. Natürlich war auch hier der meiste Gesang Chorgesang, und lateinisch. Aber so ein halb Dutzend deutsche Lieder wurden gelegentlich vom Volk gesungen: „Großer Gott, wir loben dich" u. a. Nur für ein protestantisches Lied hatte er auch eine gewisse Vorliebe („Schwäche" nannten es einige Exemplare der niederen Geistlichkeit), für Gellerts „JEsus lebt, mit ihm auch ich". Da er es als das Lied eines Protestanten wohl nicht mochte unter bischöflicher Erlaubnis drucken lassen, haben die Stephaner Studenten es gelegentlich diktiert bekommen, und P. Permanne, der Freund der Gräfin Ida Hahn-Hahn, mußte zu solchem Diktat einmal eine seiner französischen Stunden hergeben. — Dinkel war lange Bischof in Augsburg. Aber man kann leider nicht sagen, daß bei ihm, wie doch hier und da bei andern Bischöfen, wenigstens zuzeiten Funken eines evangelischen Geistes zutage getreten seien, wenn man nicht das eben Erzählte dahin deuten will. Ich hörte ihn einmal in dem benachbarten Lechhausen predigen. Die dortige Pfarrkirche hatte einen großen Umbau erfahren und sollte neu eingeweiht werden. Auf einem mächtigen Ehrenbogen am Aufgang der Lechbrücke las man den Willkomm an den Bischof:

„Sei gegrüßt, du hochgesalbter Oberhirte!
„Wir anerkennen deine apostolische Würde."

Und der „Hochgesalbte" stellte dann in seiner Predigt seinen Zuhörern vor, wie reich gesegnet — im Gegensatz zu den Protestanten — doch der Katholik sei, dem von der Wiege bis zum Grab, von der Taufe bis zur letzten Ölung die Kirche mit ihrem Reichtum von Sakramenten beispringe zur Erlangung der Seligkeit.*)

Sonst möchte ich noch unter den katholischen Klerikern Augsburgs zwei nennen, auf die ich aufmerksam geworden bin. Der eine war der Dompropst Allioli, bekannt als Übersetzer der Heiligen Schrift. Den habe ich, schon ehe ich nach St. Stephan kam, wiederholt gesehen. Er war ein ungemein dicker und starker Mann. Wenn er sich auf der Straße zeigte, hatte er schier immer eine Anzahl katholischer Schulkinder um sich, denen er in einem Bäckerladen nahe dem Schwalbeneck Bretzeln oder Wecken kaufte. Sie küßten ihm dann die Hand; und das gemeine Volk und die Weiber am Obstmarkt schauten mit Rührung auf diese geistliche Herablassung. In seiner Bibelübersetzung hat Allioli hundertmal und tausendmal mit Luthers Kalbe gepflügt; aber er hat nicht unterlassen, durch papistische Anmerkungen seine Arbeit zu verderben und die römische Schriftverdrehung zu vertreten. Es sind doch, weil das Buch teuer war, nicht so sehr viele katholische Laien gewesen, die seine

*) Auf dem Vatikanischen Konzil hat Dinkel zu den Gegnern der Unfehlbarkeit gehört. Geredet hat er dort weniger über diesen Gegenstand als De concubinariis, gegen welche er schärfere Zensuren verlangte. Um nicht mit non placet stimmen zu müssen am 18. Juli 1870, ließ er sich beurlauben. Nachher „laudabiliter se subjecit". Er hat dann auch die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes öffentlich in den Kirchen verkündigen lassen und seine ehemaligen Glaubensgenossen, die sogenannten Altkatholiken, exkommuniziert. Er war nicht gerade besonders beliebt beim Klerus. Bei manchen Gelegenheiten liebte er sehr die Entfaltung kirchlichen Pompes. Er starb im Oktober 1894 und liegt in einer Kapelle des Ostchores im Dom begraben. Es sind zwar nur hundert Schritte vom bischöflichen Palast bis zum Domportal, aber es war sicher ganz in seinem Sinn, daß „der schwarze Trauerwagen durch einen Teil der Stadt fuhr, damit sich der imposante Trauerzug entfalten konnte".

übersetzung gebrauchten; auch abgesehen davon, daß der katholische Laie sich verpflichtet glaubt, erst von seinem Priester Weisung zu empfangen, ob und wie weit er sich mit der Heiligen Schrift beschäftigen und sie lesen dürfe. Doch ist gewiß für Allioli selbst die Bekanntschaft mit der Schrift nicht ohne Segen geblieben. Ich las von ihm eine Karfreitagspredigt, die ein solches Zeugnis von der Frucht des Kreuzes Christi war, daß es den Zuhörern wohl ein Geruch des Lebens zum Leben werden konnte. Ähnlich wie bei Bernhard von Clairvaux, der auch so schöne Passionspredigten hat, daß man kaum begreift, wie daneben so viel Mariendienst und Ruhm der Werkheiligkeit hat hergehen können.

Ein anderer römischer Priester Augsburgs war der Geistliche Rat Büschl von St. Max, der auch als Inspektor katholischer Volksschulen bei öffentlichen Schulprüfungen fungierte. Mir war es immer von großem Interesse, solchen Prüfungen, es sei protestantischer oder katholischer Schulen, am Schluß des Schuljahrs beizuwohnen. Die von dem protestantischen Pfarrer Dr. Göringer vorgenommenen waren derart, daß man sah, er weiß, was eine gute Schule ist, worauf es vor allem ankommt; er ließ sich auch durch Leistungen in Nebensachen nicht blenden, wo es an der Hauptsache mangelte. Dagegen war der Geistliche Rat Büschl ein wahrer Greuel von einem Schulinspektor. Ich war Zeuge, wie er einmal eine Schulprüfung abnahm in einer von Ursulinerinnen geleiteten Mädchenschule. In der Biblischen Geschichte wußten die Kinder sehr wenig. Da hat er dann die Ehre der Klasse recht zu retten gesucht. Er fragte selbst. Also: Kinder, unser göttlicher Heiland ischt in Bethlehem ge=? „boren", rief die Klasse. Und er ischt auf dem Kalvarienberge ge=? „schtorben", schrien die Kinder. Im Lesen mußten nur die Kinder auf den ersten zwei oder drei Bankreihen vorlesen. Es ging elend genug, ohne Ausdruck und Verständnis, und sehr staccato. Mit dem Rechnen war es ganz traurig bestellt. Es wurden Schönschreibhefte herumgereicht; da war die Schrift wirklich gut; auf diese mechanische Arbeit war Fleiß angewandt und der Drill darin nicht gespart worden. Aber Aufsatzhefte, korrigierte Rechtschreibhefte gab es bei St. Ursula überhaupt

nicht. Dagegen wurden weibliche Handarbeiten, die durchaus befriedigen mußten, vorgewiesen, nur daß der Prozentsatz der dabei von der Nonne und vom Kind geleisteten Arbeit durchaus unbekannt blieb. — Dieser wirklich ganz geringen Schule erteilte der Geistliche Rat B. zum Schluß öffentlich großes Lob. — Seitdem habe ich begreifen können, wie katholische Volksschullehrer der Stadt gegen solche „geistliche" Inspektion sich mit Händen und Füßen wehrten, als gegen eine rückständige Einrichtung. (Sie wurde auch bald hernach durch eine bessere ersetzt. Man überließ die Kontrolle des Religionsunterrichts zwar noch den „Geistlichen", aller andere Unterricht aber kam unter die Kontrolle eines Schulrates, der seinem Amte gewachsen war.)

Man geht jetzt in den Kreisen unserer Missourisynode — und das ist mit eine der Segnungen des jammervollen Weltkriegs, der so unendlich viel Unheil in seinem Schoß barg und in seinen Folgen aufweist — vielfach mit dem Gedanken um, unsere Parochial- oder Gemeindeschulen unter anderm auch durch eine sachverständige Schulinspektion zu heben und auf das wünschenswerte Niveau zu bringen, so daß den Vergötterern der public school, die meist grimmige Feinde der Kirchenschulen sind, der Mund gestopft werde. Mancher Synodaldistrikt hat in dieser Beziehung schon gehandelt. Das ist recht und höchst lobenswert. Möchten doch aber nur ja alle unsere Schulvisitatoren — einerlei ob die Schulvisitation ihren Lebensberuf ausmacht oder von ihnen neben der Kirchenvisitation verrichtet wird — es recht lebendig erkennen: Es gibt für den Visitator von Kirchenschulen nach Erforschung des religiösen Status der Schule und des christlichen Geistes, in dem sie zu leiten ist, absolut nichts Wichtigeres, als daß er alle Schüler einer Klasse im (deutschen und englischen) Lesen prüft. Steht es darin gut, lesen die Kinder mit Ausdruck und Verständnis — und wenn in einem Schuljahre nur 100 Seiten deutscher und englischer Lesestoff gut durchgearbeitet wären —, dann werden die Kinder gerne lesen, gerne sich durch dies vornehmste Bildungsmittel auch nach der Entlassung aus der Schule weiterbilden; und man kann dann über manchen sonstigen Mangel der Schule nachsichtiger urteilen. Steht es aber darin

schlecht, dann hat man eine schlechte Schule vor sich, und wenn die Kinder alle Präsidenten der Vereinigten Staaten von George Washington bis auf Wilson wie das Einmaleins abschnurren können und alle Nebenflüsse des Ohioflusses zu nennen wissen. Wer in der Schule nicht so lesen lernte, daß er es kann, der liest später nur noch, wenn er muß. Nächst dem Religionsunterricht bestimmt vornehmlich das Lesenkönnen den Thermometerstand einer Schule. — Ein Tor, wer in der Fülle der Realien den Maßstab sieht, mit dem eine Schule zu messen ist, anstatt in der Sicherheit und Fertigkeit im mündlichen Gedankenausdruck, im Lesen und auch im Rechnen und Schreiben!

24. Abschluß.

Wie andere Schuljahre, so schloß auch dies mein letztes mit der Preisverteilung. Diese Einrichtung bestand damals auf allen Gymnasien Bayerns, den protestantischen und katholischen. Auf je acht Schüler entfiel ein Preis, so daß bei 48 oder 50 Schülern die sechs ersten Preise „aus dem allgemeinen Fortgang" erhielten.*) Diese Einrichtung besteht, soviel ich weiß, schon seit einer ganzen Reihe von Jahren nicht mehr; und ich glaube nicht, daß man zu bedauern hat, daß sie gefallen ist. Sie hat unleugbar viele zum Eifer angespornt; aber sie erzeugte auch Ehrgeiz, dem es nicht sowohl um Treue in der Arbeit als um einen oberen Platz in der Klasse zu tun war. Dagegen löste sie auch bei nicht wenigen, die schon in den ersten Monaten des Schuljahrs erkannten, Preisträger würden sie wohl nicht werden, ein gewisses Gefühl der Gleichgültigkeit aus, solange ihre Zensuren nur noch so günstig standen, daß sie die Klasse nicht zu repetieren nötig hatten. Ich kann nicht sagen, daß ich bei denen, die leer ausgingen, Mißgunst und bei den Preisträgern Hochmut wahrgenommen hätte; von mir selbst aber muß ich leider bekennen, daß mir in den ersten Jahren das Preisbuch höher stand als das Preisbuch; in den zwei oder drei letzten Jahren war es dann um-

*) Auch schon in den Volksschulen war eine ähnliche Einrichtung; die Preisverteilung wurde da im „Goldenen Saal" des Augsburger Rathauses mit großem Pomp abgehalten.

gekehrt. — In den Jahreskatalogen wurden, gewiß nach ministerieller Vorschrift, die Bücher namhaft gemacht, die als Preise gegeben wurden. Mit wenigen Ausnahmen waren es wirklich preiswürdige Werke. Ich nenne einige: Vilmars Literaturgeschichte; Hertzbergs Geschichte Griechenlands unter den Römern; Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums; Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer; Becker, Charakterbilder aus der Kunstgeschichte; Schödler, Buch der Natur; Grube, Charakterbilder aus der Geographie; und ähnliche. Kurz, immer ein Werk, wovon man sich zugleich Freude und Nutzen versprechen konnte und an dessen Ankauf man als Gymnasiast wohl nicht würde gedacht haben, wenn es einem nicht eben so in den Schoß gefallen wäre.

Als ich von St. Stephan Abschied nahm, geschah es doch mit lebhaftem Dankgefühl gegen unsern Rektor Rauch und gegen die meisten der Professoren, die uns dem Gymnasialziel entgegengeführt hatten. Das kam auch beim Abschied von denselben zum Ausdruck. Aber mehr Dank als allen diesen Männern zusammengenommen schulde ich dem Herrn Professor Heinrich Gürsching von St. Anna, von dem früher mehrfach die Rede war.

Wir Abiturienten besprachen, als wir einander die Hand zum Abschied schüttelten, die Möglichkeit, uns nach zehn Jahren in gemütlicher Zusammenkunft wieder zu treffen. In der Tat fand auch eine solche statt im Café Deller in Augsburg; und es war mir sehr lieb, daß ich ihr beiwohnen konnte. Auch einige der dazu geladenen Professoren waren erschienen, unter ihnen Rektor Kramer. Die meisten meiner ehemaligen Kommilitonen waren Priester geworden; doch waren auch Studienlehrer und Professoren, Ärzte, Juristen und Militärs, Forstmeister und Postbeamte vertreten. Da war denn des Fragens kein Ende und des Erinnerns an die Zeit, in der

multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.

Mancher war schon durch den Tod abgerufen worden, manche durch ihren Beruf oder sonstwie verhindert zu erscheinen. Ich fragte nach meinem alten Streitgenossen Liebert. Er war eben auf einer Reise; er war auch ins Benediktinerkloster zu St. Stephan eingetreten und hatte dabei seinen Taufnamen

Franz Xaver, der doch gewiß katholisch genug klingt, gegen den Namen Sigisbert (nach irgendeinem alten Augsburger Bischof) vertauscht. Ich fragte nach meinem Freunde Matthias Flunk, den wiederzusehen mir eine besondere Freude gewesen wäre. Mit ihm hatte ich Jahre hindurch viel Verkehr gehabt. Er wohnte nahe der St. Maxkirche in einer bescheidenen Stube, unter welcher ein braver Drechsler seine Werkstatt hatte. Gemeinsame Vorliebe für die mathematischen Fächer hatte uns einander näher gebracht, und in der Klasse war oft mein Platz neben dem seinen. Bei jenem Drechsler habe ich mir so nach und nach die Körper, die wir in der Stereometrie berechnen lernten, zierlich aus Birnbaumholz herstellen lassen. Die Außenflächen wurden schön dunkelgelb poliert; beim Prisma, bei Kegelschnitten, Kalotten usw. wurden Zäpfchen angebracht, so daß die Figuren zerlegt und wieder zusammengesetzt werden konnten; und die Freude an diesen Figuren haben wir redlich miteinander geteilt. Recht oft machten wir auch am Lechufer hin miteinander Spaziergänge, und da er sich sehr für Botanik interessierte, machte er mich auf alle möglichen Wald- und Wiesengewächse aufmerksam, die es vom Frühjahr an zu sehen gab. — Aber Flunk war nicht da. Wo ist er? Darauf antwortete mir Lochbrunner: „Dem hat Gott eine große Gnade verliehen; der ist Jesuit geworden." „So?" sagte ich, „warum soll das eine so große Gnade sein?" Antwort: „Weil kein Jesuit verloren gehen kann." Ich erwiderte: „Lochbrunner, Menschenkind! Du kannst doch unmöglich im Ernst glauben, daß ein Mensch selig werden muß, weil er Jesuit ist?" „Allerdings", erwiderte er im vollsten Ernst; „das ist eine ausgemachte Wahrheit; das hat Gott geoffenbart; aus anderen Orden können wohl Mönche verloren gehen, aber aus dem Jesuitenorden nicht. Dieser Orden steht unter dem besonderen Schutz JEsu und der heiligen Gottesmutter." — Ich hatte bis dahin noch nicht gewußt, was ich erst hernach aus dem wertvollen Werk von J. Döllinger und H. Reusch*) genauer lernte, daß es allerdings eine unter den Päpstlern gang und gäbe

*) Geschichte der Moralstreitigkeiten in der röm.-kath. Kirche seit dem 16. Jahrhundert. 2 Bände. Nördlingen, 1889. Besonders Bd. I, 524—541.

Anschauung sei, kein Jesuit könne der Hölle zuteil werden; eine „Offenbarung", die von den Jesuiten selbst eifrig kolportiert und — wer weiß? — von manchen derselben vielleicht sogar selbst „geglaubt" wird. Wer Lust hat, mag in dem angeführten Werk nachlesen, durch welch satanischen Betrug innerhalb der römischen Kirche solche „Glaubens"-Artikel entstehen und Eingang finden. — Seit jenem gemütlichen Wiedersehen im Café Deller in Augsburg vor nun vierzig Jahren habe ich keinen der ehemaligen Klassengenossen wieder zu Gesicht bekommen, aber hie und da noch mit einzelnen Briefe gewechselt. Der letzte, den ich schrieb, war eben an jenen Flunk gerichtet, und ich hoffe, es wird niemand daran Anstoß nehmen, daß ich (zugleich zum Abschluß dieser Erinnerungen) ihn mitteile nebst der Antwort, die ich darauf erhielt:

St. Louis, 23. Januar 1916.

Mein lieber Flunk!

Flunk (Matthias) und Krauß (Wilhelm) haben einander lange nicht mehr guten Tag gesagt. Seit wir in Augsburg St. Stephan verließen, vor bald 47 Jahren, haben wir uns nicht mehr gesehen und standen einander dort doch nahe und mit etwas mehr Freundschaft als zwei Pferde, die vor der gleichen Krippe meist nebeneinander stehen. Du bist längst Professor der Alttestamentlichen Theologie in Innsbruck, das weiß ich aus der „Minerva". Ich war 25 Jahre lang in Illinois Direktor des lutherischen Schullehrerseminars in Addison; seit 1905 aber bin ich hier Professor, lehre Kirchengeschichte und theologische Enzyklopädie. So ein paar Worte zur Vorstellung sind nach so langer Zeit ja wohl erlaubt? — Nun aber ad rem. Ich bitte um eine Gefälligkeit.

Mir stieß kürzlich ein lateinisches Weihnachtslied auf, wenigstens zwei Strophen eines solchen:

1. Altitudo! quid hic jaces
In tam vili stabulo:
Qui creasti coeli faces,
Alges in praesepio.
O quam mira perpetrasti,
Jesu, propter hominem,
Tam ardenter quem amasti
Paradiso exulem!

2. Firmitudo infirmatur,
Parva fit immensitas,
Laboratur, alligatur,
Nascitur aeternitas.
O quam mira perpetrasti,
Jesu, propter hominem,
Tam ardenter quem amasti
Paradiso exulem!

In den mir zugänglichen hymnologischen Lexicis habe ich unter „Altitudo“ vergebens nach Verfasser und Entstehungszeit gesucht, möchte beide gerne wissen, sowie auch, ob das, soweit es mir vorliegt, so schöne Lied noch mehr Strophen hat. Wenn Du mir darüber Aufschluß geben könntest und wolltest, wäre es mir ein rechter Gefallen. . . .

Wir beide sind nun wohl auch der Grube nahe. Wenn wir nur durch rechten, wahren, lebendigen Glauben in Christo erfunden werden, der uns geliebt hat und gewaschen von unseren Sünden mit seinem heiligen Blut, also daß wir uns trösten seines vollkommenen Erlösungswerkes, nicht unserer Werke, seiner Leiden, nicht der unsrigen, seiner stellvertretenden Buße auf Golgatha, nicht unserer Bußübungen, dann wird uns nichts scheiden von der Liebe Gottes. Denn es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo JEsu sind. Seiner Treue und Barmherzigkeit befiehlt Dich und sich Dein alter Schulfreund. . . .

Darauf erhielt ich im März 1916 Antwort, wie folgt:

Innsbruck 21. II 16.

Kolleg der Gesellschaft Jesu.

Sehr geehrter Herr Professor.

Ihren Brief an Prof. Flunk vom 23. Jänner d. J. habe ich nicht ohne Wehmut gelesen. Denn der gute Adressat ist tot. Er starb am Karfreitag des vorigen Jahres. Er hätte sich ohne Zweifel bei seiner großen Herzlichkeit, die immer ein hervorstechendes Merkmal bei ihm war, über den Brief sehr gefreut. R. i. P.

Damit aber Ihr Brief nicht ganz des Erfolges verlustig gehe, habe ich einen meiner Ordensmitbrüder um den gewünschten Aufschluß gebeten. Er liegt bei. Hoffentlich wird er Ihnen genügen.

Mit freundlichem Gruß

J. Donat, Rektor.

Der „Aufschluß“ lag bei. Er ist für andere ohne Interesse. Selbstverständlich war damit die Korrespondenz beendigt.

KRAUSS, Eugen A.W.
Meine Schuljahre,
von E.A. Wilhelm
Krauss

943
Luth.85
K91
K91me
1920